



Die Familienchronik Ludwig Wilhelm Schönbeck

Die Ahnen des Hans-Erdmann Schönbeck
im Zeitgeschehen der letzten 4 Jahrhunderte

I. Teil
aufgezeichnet
von
Ludwig Wilhelm Schönbeck
Oberst a.D.

Lauterbach in Hessen, im Jahre 1965

	2
VORWORT	7
A. EINLEITUNG	8
I. DER NAME	8
II. DAS WAPPEN	9
1. <i>Das Aussehen des Wappens</i>	9
2. <i>Oberst Schönbeck als letzte Herr auf dem Lehnsgut Frauenmarkt</i>	9
3. <i>Der Dreißigjährige Krieg</i>	10
4. <i>Vernichtung des Wappenbildes im 2. Weltkrieg</i>	14
B. DIE GEOGRAFISCHE HERKUNFT DER FAMILIE	14
I. DIE SACHSEN	15
II. DER OSTEN UND DER DEUTSCHE RITTERORDEN	17
III. BRANDENBURG - PREUßEN	20
C. DIE AHNEN IM POLITISCHEN UMFELD	21
I. MARTIN SCHÖNBECK (1686 – 1766)	21
II. JOACHIM SCHÖNBECK (1723-1759)	23
III. ANDREAS WILHELM SCHÖNBECK (1775 -	24
IV. JOHANN CHRISTIAN FRIEDRICH SCHÖNBECK (1753- 1820)	26
V. JOHANN ERDMANN SCHÖNBECK (1791 – 1862)	28
1. <i>Johann Erdmann zieht den Degen gegen Napoleon</i>	28
2. <i>Das politische Umfeld zur Zeit Johann Erdmanns</i>	29
3. <i>Johann Erdmanns Leben</i>	33
3.1. <i>Johann Erdmann in den Freiheitskriegen 1813 - 1815</i>	33
3.2. <i>Johann Erdmann als „Braueigner“</i>	35
3.3. <i>Über das Familienleben zur Zeit Johann Erdmanns</i>	38
4. <i>Erneut: Das politische Umfeld zur Zeit Johann Erdmanns</i>	40
5. <i>Johann Erdmann als Fluchthelfer Prinz Wilhelms</i>	44
VI. FRIEDRICH WILHELM SCHÖNBECK UND HERMANN SCHÖNBECK	45
1. <i>Politisches Umfeld zur Zeit Friedrich Wilhelm und Hermann Schönbecks</i>	46
2. <i>Das Leben Friedrich Wilhelm Schönbecks</i>	51
3. <i>Erneut: Politisches Umfeld zur Zeit Friedrich Wilhelm und Hermann Schönbecks</i>	54
3.1. <i>Napoleon III.</i>	54
3.2. <i>Das Kaiserreich</i>	55
VII. EMIL SCHÖNBECK UND ERNST WILHELM SCHÖNBECK	56
1. <i>Lehrjahre in Bayern</i>	56
2. <i>Ausbau der Brauerei und Bau der Villa in Neuruppin</i>	57

	3
3. Ernst Wilhelm Schönbeck	60
3.1. Die Ehe mit Elisabeth Ebell	60
3.2. Die Familie Ebell.....	62
3.3. Über Elise Henriette Ebell, die Schwiegermutter von Ernst Wilhelm Schönbeck	64
3.4. Das Kennenlernen von Ernst Wilhelm Schönbeck und Elisabeth Ebell.....	64
4. Historisches über das preußische Offizierskorps	65
VIII . LUDWIG WILHELM SCHÖNBECK (1888 -	68
1. Der frühe Tod der Mutter Elisabeth Henriette Dorothea Schönbeck (geb. Ebell).....	69
2. Einzug in die Villa in Neuruppin.....	69
3. Onkel Emil Schönbeck und dessen Familie	69
4. Die Mutterlose Zeit und die Stiefmutter Anna Marie Pauline Schönbeck (geb. Briet).....	70
5. Bei der Stiefmutter Anna Briet in Berlin.....	72
6. Die Kaffee-Firma Otto Schoening der Stiefmutter Anna Briet	76
7. Wohnsitz in Berlin.....	76
8. Erwerb des Rittergutes Eibenfelde / Konitz / Westpreußen	76
9. Onkel Alfred.....	77
10. Das Rittergut Eibenfelde – Teil I	77
11. Rudolf Hellgrewe – Landschaftsmaler, ein Freund des Vaters Ernst Wilhelm Schönbecks.....	83
12. Rittergut Eibenfelde - Teil II	86
12.1. Landwirtschaft und Pferde.....	86
12.2. Der Forst	93
12.3. Fischreichtum.....	94
12.4. Viehzucht	94
12.5. Arbeiter in Eibenfelde	95
12.6. Die konfessionelle Spaltung in Westpreußen	96
12.7. Die Entwicklung von Eibenfelde.....	97
13. Die Krankheit der Schwester Annemarie.....	98
14. Das „Annastift“ zu Eibenfelde.....	99
15. Landwirtschaftliche Versuche auf Eibenfelde.....	99
16. Die Entwicklung der Hausbeleuchtung.....	100
17. Die Jagd auf Eibenfelde	101
18. Die Wohnung in Berlin.....	103
19. Die Reisen nach Italien	105
20. Die Einführung der Schreibmaschine	106
21. Die Bauvorhaben von des Vaters Ernst Wilhelm Schönbeck.....	106
21.1. der Stadtgarten	107
21.2. Das Saal- und Garten-Restaurant „In den Zelten II“	107

	4
22. Vater Ernst Wilhelm Schönbeck als Arbeitgeber	109
23. Die Bekannten des Vaters Ernst Wilhelm Schönbeck	110
24. Freund der Familie Richard Schoenbeck	115
25. Pastor D. Schmökel	120
26. Gesellschaftsabende	120
27. Kostümfeste	122
28.1. Überblick	122
28.2. Das Gymnasium in Danzig	125
28.3. Danzig, die Perle des Preussenlandes	130
D. ABSCHLUß	134



Das Wappen der Familie Schönbeck

Aus alter Zeit

Vergilbte Bücher, alte Schriften,
Ein Wappenbildnis schmückt die Wand;
Hier ist der Ort, er soll berichten,
was ich aus Väter Zeiten fand.
Und knisternd wenden sich die Blätter
Und heben an zu sprechen klar,
Fern Straßenlärm, im Herbsteswetter
Enthüllt sich nun, wie einst es war.
Ich sah auf eng beschriebnen Seiten
Die Namen meiner Väter steh'n;
Die Seele wandert in die Weiten,
Ans Fenster gelbe Blätter weh'n.
Und aus den Seiten raunt es leise:
Einst trat der Urahn vor dies Buch
Und meldete nach Väter weise:
"Ein Söhnchen kam uns zu Besuch!"
"Das Söhnchen hat uns Gott gegeben, "
Der Urahn schreibt's mit frohem Mut,
"Mög es gedeihen, mög es leben
Für sein Geschlecht gerecht und gut. "
„Will ihm den Namen „Martin“ geben.
Das heißt, er fürchtet nicht den Tod,
Voll Kraft soll schaffen er und streben.
Sich regen heißt leben, sich pflegen heißt tot!“

270 Jahre schwanden;
Die hier im Buche starben hin,
des Urahns Wunsch ward nicht zu schanden,
Gerecht und gut war stets ihr Sinn.
Seßhafte Männer sind's gewesen,
Charaktervoll und fest und stark!
Was wir gehört, was wir gelesen,
Kernhaft und deutsch war's bis ins Mark!
Wir können froh der Väter denken,
Was auch die Zukunft immer bringt!
Mög das Geschick uns gütig schenken,
Daß lang der Name weiter klingt!

Vorwort

Wenn ich mich unterfange, eine Chronik über meine Familie zu schreiben, die meinen Kindern und Kindeskindern von ihren Ahnen berichten soll, muß ich zunächst die Wurzeln auf-weisen, aus denen das Geschlecht entsprossen ist. Auch werde ich die Geschlechter und die einzelnen Vorfahren und verwandten Personen in das Geschehen ihrer Zeit, das für sie alle schicksalbestimmend war, hineinstellen. In diesem Sinne sind auch meine geschichtlichen Ausführungen und die Erwähnung geschichtlicher Persönlichkeiten zu werten.

Meine Forschungsergebnisse, Abschriften aus alten Kirchenbüchern (Geburts-, Tauf-, Heirats- und Sterbeurkunden, zahlreiche Dokumente aus alter und neuerer Zeit, wertvolle Auf-zeichnungen des im Jahre 1919 zu Berlin verstorbenen Majors a. D. Richard Schoenbeck liegen unter den Trümmern des Hauses Kaiser Wilhelm-Straße 181/183 in Breslau.

Soweit mir daher die Unterlagen fehlen, muß ich mich auf mein Gedächtnis verlassen.

A. Einleitung

I. Der Name

Oft bin ich gefragt worden, ob denn auch die Schoenbecks - mit „o e“ - zu unserer Familie rechneten. Ich gebe hiermit die Antwort: Alle Schönbecks dürfen mit gleichem Recht dieselbe Aufmerksamkeit beanspruchen, gleichgültig, ob sie sich mit einem „ö“ oder mit „o e“ schreiben. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß in früheren Zeiten die Eintragungen in die alten Kirchenbücher nicht mit der Sorgfalt geschahen wie heute. War der Pfarrer oder der Pastor nicht zu Hause, dann waren wohl die Ehefrauen, ein anderes Familienmitglied oder der Küster bereit, die Eintragungen vorzunehmen; mit der Orthographie aber standen die Leute damals noch auf gespanntem Fuße (und nicht nur "Leute", sondern selbst die Fürsten. Ich verweise auf die Marginalien Friedrichs des Großen!). Außerdem ist manches so unleserlich und undeutlich, daß es schon eines guten Auges bedarf, sich durch die alten vergilbten Blätter hindurchzufinden. Wer einmal Gelegenheit hatte, Schriftstücke aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert zu lesen, wird die Schwierigkeiten verstehen und zu würdigen wissen.

Soviel steht fest, daß bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die unterschiedliche Schreibweise des Namens keine personelle Differenzierung bedeutete.

Aus den Grabtafeln meiner Urgroßeltern und meiner Großeltern väterlicherseits (mein Großvater starb am 6. 3. 1890) waren die Familiennamen noch mit "o e" geschrieben.

Mein Vater schrieb seinen Namen bereits als Schüler mit "ö". Bei den, nach dem Tode meines Großvaters vorzunehmenden Eintragungen im Grundbuch, verlangte das Amtsgericht eine Entscheidung über die Schreibweise des Namens. Mein Vater und seine Brüder entschieden sich für die Schreibweise mit "ö".

Die Entstehung und Bedeutung des Namens liegt offenkundig. Er ist niederdeutschen Ursprungs: Scheene Beeke - d. h. Schöner Bach.

Mein Vater stieß bei seinen Forschungen auch auf den latinisierten Namen : Scoenus Becus. Dies als Kuriosum.

II. Das Wappen

Die Familie Schönbeck wird erstmalig im 16. Jahrhundert erwähnt als angesessen auf dem Klosterlehnsgut Frauenmarkt bei Burg in der Nähe von Magdeburg.

1. Das Aussehen des Wappens

Sie bediente sich eines Familienwappens, das "im silbernen, in Gold eingefassten, unten spitz zulaufenden, auf beiden Seiten eingebogenen Schild drei waagerechte rote Balken zeigt, auf deren obersten zwei Jungfrauen stehen in roter Gewandung. Die Häupter der Figuren zieret jefalls ein schwarzes Barett mit drei blauen Straußenfedern.

Der Schild ist mit einem blau angelaufenen, rot ausgeschlagenen, mit goldenen Bügeln gezierten, gekrönten Helm bedeckt, auf welchem eine Jungfrau in gleicher Gewandung wie die beiden Schildfiguren steht.

Die Helmdecken sind rot und silbern.

Die Krone zeigt Rautenform mit einem Mittelblatt und zwei Seitenblättern. Zwischen den Blättern je eine Blätterknospe."

Bei Zweigen der Familie fanden sich einige Abwandlungen, wie z. B. drei goldene Balken statt der drei roten, oder eine von rechts nach links, rot und weiß schräggestreifte Wulst statt der Krone. ("rechts" und "links" gelten in der Heraldik stets vom Wappen aus gesehen.)

Das Lehnsgut Frauenmarkt ging in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges vermutlich im Jahre 1631 bei der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly unter.

2. Oberst Schönbeck als letzte Herr auf dem Lehnsgut Frauenmarkt

Die Familienmitglieder wurden, soweit sie Krieg und Pest überstanden, in alle Winde zerstreut. Nur von einem berichtet die Chronik, daß er sich im Dreißigjährigen Kriege als Obrist bei den Kämpfen gegen die Kaiserlichen mit seinem Regiment auszeichnete.

Bis zum Jahre 1945 befand sich ein Kupferstich, welcher ein blutiges Reitertreffen der Regimenter des Obersten Graf von Goetzen und des Obersten Schönbeck darstellte, in der Hand der Familie der Grafen von Goetzen in Schlesien. Ein Graf von Goetzen, der in den zwanziger Jahren verschiedentlich mein Jagdgast in Altjängel war, zeigte mir diesen Stich in seiner Wohnung in Warta in der Grafschaft Glatz.

Es liegt die Vermutung nahe, daß dieser Oberst Schönbeck der letzte Herr auf dem Lehnsgut Frauenmarkt gewesen ist. Sein späteres Schicksal ist unbekannt.

Wenn man bedenkt, daß das Schicksal Abertausender nach dem Zweiten Weltkriege trotz neuzeitlicher Nachrichtenübermittlung und vieler Forschungsstellen sowie karitativer Verbände noch ungeklärt ist - heute 16 Jahre nach Kriegsende - so wird es verständlich, daß über den Verbleib im 17. Jahrhundert Heimatlosgewordener oder an Krankheiten oder Seuchen Verstorbener keine Aufzeichnungen vorhanden sind.

Nur mündliche Überlieferungen, die durch die Weitergabe von Generation zu Generation wegen Ungenauigkeiten Einbuße erlitten, sodaß man Dichtung und Wahrheit nicht auseinander halten kann, die aber durch ergänzende Berichte anderer Familienzweige manchmal doch zu einem Wahrscheinlichkeitsbild führen, sind Brücken, die zu einer mit Urkunden erhärteten Familienchronik der letzten 3 Jahrhunderte hinüber leiten.

3. Der Dreißigjährige Krieg

Werfen wir einen Blick auf den Dreißigjährigen Krieg, auf seine Ursachen, seinen Verlauf und auf seine Auswirkung auf Deutschland und somit auch auf das Schicksal der deutschen Menschen.

Der Dreißigjährige Krieg (1618 - 48), vernichtete Macht und Wohlstand sowie 3/5 der Bevölkerung (10 million.) Deutschlands, das Kriegsschauplatz war. Die Spannung zwischen Protestanten und Katholiken war im 17. Jahrhundert so stark geworden, daß die Unterdrückung der Protestanten in Böhmen zum Bürgerkrieg führte. - Durch Einmischung außerdeutscher Mächte wurde er zum europäischen Kriege. - Machtpolitisch war der Dreißigjährige Krieg ein

Kampf der europäischen Mächte (unter Führung Frankreichs) gegen die Vorherrschaft Habs-burgs (-Spaniens) in Europa. - Dem deutschen Kaiser mit der Liga der katholischen Reichs-fürsten stand die Union der protestantischen Fürsten, unterstützt von Schweden, Dänemark und (dem katholischen) Frankreich, gegenüber.

Der Böhmisches Krieg 1618 - 20 der mit einem Aufstand der Böhmisches Protestanten (Prager Fenstersturz) am 23. 5. 1618 begann, endete mit der Vertreibung des protestantischen Königs Friedrichs (von der Pfalz). - Die kaiserlich-katholische Partei (Tilly, Wallenstein) siegte, und das Restitutionsedikt von 1629 befahl Rückgabe alles von den Protestanten seit 1552 einge-zogenen Kirchenbesitzes an die Katholiken. Gustav Adolph von Schweden stellte durch seine Siege bei Breitenfeld 1631 und Lützen 1632 (wo er den Tod fand) für kurze Zeit ein protestantisches Übergewicht her. Im Schwedisch-Französischen Krieg 1636 - 48 gewannen machtpolitische Interessen immermehr die Überhand. Die allgemeine Erschöpfung machte den Westfälischen Frieden 1648 in Münster (Kaiser und Frankreich) und Osnabrück (Kaiser und Schweden) notwendig. Die Ohnmacht des Reiches und das Einmischungsrecht der Schweden und Franzosen wurden festgelegt, die Schweiz und die Niederlande vom Deut-schen Reich getrennt.

Mit der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly werden wir in die letzte Etappe des großen Krieges geführt.

Um meinen Nachfahren einen Begriff über die infernalisches Zustände, in welche unsere Ah-nen im und noch lange nach diesem Kriege gerieten, gebe ich eine Schilderung wieder über das Schicksal einer märkischen Stadt, welche im codex diplom. Brandenburg von Riedel enthalten ist. Es handelt sich um die Stadt Perleberg. Wie dieser Stadt erging es den allermeisten Städten und wohl noch im erhöhten Maße dem flachen Lande.

"Im Anfang des 30jährigen Krieges bis anno 1637 wurde die Stadt nur durch Kontributionen bedrückt, abwechselnd von mansfeldischen, dänischen, kaiserlichen, friedländischen und schwedischen Herren. Das meiste Elend aber brachte der 24. Oktober und der 15. November 1638 über die Stadt. Schon im August des Jahres mußte Perleberg drei sächsische Reiterre-gimenter in Quartier nehmen, durch deren Unvorsichtigkeit eine Feuersbrunst entstand, wel-che 40 Häuser in Asche legte.

Die Schweden hatten dann im Spätsommer bei ihren Durchzügen die Viehherden der Stadt, Getreide und Lebensmittel aufgebraucht, und alle vorhandene Barschaft mußte zur Abwendung größeren Übels als Kontribution gegeben werden.

Am 22. und 23. Oktober zogen dann aber kaiserliche Truppen unter dem Generalwachtmeister Graf von Puchheim in die Stadt. 39 Kompanien führte derselbe; außerdem forderte der brandenburgische General von Klitzing Aufnahme.

Am 24. Oktober erfolgte der Durchzug der gesamten kaiserlichen Armee, und begann zugleich die gänzliche Plünderung der Stadt mit zum Teil unbeschreiblichen Exzessen gegen die wehrlosen, aller Habe beraubten Bürger. Erst am folgenden Tage, nachdem der größte Teil der kaiserlichen Armee nach der Lenzenschen Wische abgezogen war, gelang es den Offizieren, den Schreckensszenen ein Ende zu machen. Auf Bitten des Rates wurde dann der Hauptmann von Rochow mit 50 Mann zur Bedeckung der ausgebeuteten Stadt zurück gelassen.

Am 3. November indessen hielt der Generalwachtmeister, Graf von Puchheim wiederum seinen Einzug und am 4. November folgten ihm so viele Regimenter nach, daß man schon Wohnzimmer in den Häusern als Stallung für die Pferde benutzen mußte. In der ganzen Umgebung blieb kein Baum stehen, ganze Wälder wurden niedergehauen. Die meisten Einwohner wurden auch von den zerlumpten Truppen ihrer Kleider beraubt. Graf von Puchheim gab den ihn um Hilfe anrufenden Einwohnern keinen anderen Rat, als daß sie gänzlich aus der Stadt ausziehen möchten, denn es helfe nichts, daß man sie vor der Beraubung schütze, andere würden nachfolgen und ihnen doch das Ihrige nehmen. Er ließ dennoch 50 Mann zum Schutze der Stadt zurück. Alles dies war indessen nur ein Vorspiel zu den Schreckensszenen, die am 15. November sich ereigneten.

Einige hundert Reiter beehrten am Morgen dieses Tages Einlaß in die Stadt; und da der die 50 Mann befehlige Offizier dies verweigerte, kam es zwischen der Besatzung und den Einlaßfordernden Truppen zu einem blutigen Kampf, worin letztere siegten und erstere zum Abzug genötigt wurden. Die Sieger wollten nun in der Beute den Preis des Kampfes ernten, doch gab es fast nichts mehr, was zu rauben gewesen wäre. Der Verdacht, die Einwohner hätten ihre Kostbarkeiten versteckt, Erbitterung über den gefundenen Widerstand, die ungezügelte Begierde des durch den Krieg fast tierisch gewordenen Kriegsvolkes führte zu den entsetzlichsten

persönlichen Verletzungen der armen Einwohner. Die Männer wurden mit schwedischen Tränken, Daumenschrauben und andern Martern zur Angabe Ihrer verborgenen Schätze gezwungen oder mutwillig getötet, den Weibern wurde Gewalt angetan, einige im Backofen geröstet oder im Brunnen ersäuft. Dieses Wüten des Kriegsvolkes dauerte zwei Tage, bis Graf von Puchheim es vertreiben ließ.

Hierzu kam noch die Pest.

Selbst nach Kriegsende hauste im ganzen Land das Kriegsvolk. 1676 ist noch in Perleberg die Einquartierung des Görtzischen Regiments, welches nicht nur die wiederbeschafften Vorräte an Holz und Getreide aufzehrte, sondern auch eine ansteckende Krankheit verbreitete, zu erwähnen.

„Dies ist nicht verwunderlich, da die Schweden den norddeutschen Raum überhaupt noch nicht verlassen hatten. In der für Brandenburg bedeutungsvollen Schlacht bei Fehrbellin, südlich von Neuruppin, im Jahre 1675 vernichtete Kurfürst Friedrich Wilhelm (der Große Kurfürst) den Großteil des schwedischen Heeres. (Die Entscheidung brachte der Prinz von Homburg).

Über die Schreckenszeit der Stadt berichtet als Augenzeuge der Kantor Georgius Freyer: "Etliche Einwohner und Bürger lieffen mit Weib und Kinder in die sinkende Nacht davon, ihr Leben zu salvieren, weil sie nichts mehr übrig hatten und schaffen konnten." Und an anderer Stelle "Die Leute lieffen zu den Häusern hinaus und flohen vor solch verdrießlichen Gästen aus den Toren. Da verloren sich die Weiber von ihren Männern, von ihren Eltern die Kinder, die sich hernach in vielen Wochen kaum wieder ausforschen konnten."

Schließlich führte auch Diakon Schmieden in einer 1645 gedruckten Dankpredigt am Perle-bergischen Gedenktage die vornehmsten Personen auf, 200 an der Zahl, an der Pest starben. Er fährt dann fort: "Die wir allhie mit Namen setzen, sind die wenigsten, denn es sind auch über diesen (d.h. außer diesen, der Verf.), welche aber nicht alle an der Pest gestorben, 200 ehrlich begraben. Ach, wieviele aber stürben in den wüsten Häusern, Kellern, Mithöfen und wurden ohne Sarg ungesungen, ungeklungen hinaus gebracht. Ihrer viele wurden von Pferden getreten und von Hunden gefressen." - Hierzu schreibt Freyer weiter: "Sie schoneten auch die Toten und Gräber nicht, sondern huben die schweren Leichensteine aus der Erden auf in der Meinung, große Schätze darunter zu finden. Nur 5 Steine sind stehen geblieben. Die Häuser waren zerrissen, die Fenster zerschlagen, die Kachelöfen meistens zerbrochen und eingefallen. Das Aas lag auf den

Gassen, dabey sich Leute machten und ganze Stücke herausschnitten, ihren unerträglichen Hunger damit zu stillen, davor einem die Haut grausen mochte.“

Diese Schilderungen, welche nur winzige Ausschnitte aus diesem furchtbaren Zeitgeschehen wiedergeben, sollen zeigen, wie die deutschen Menschen aus der Geborgenheit der Familie herausgerissen und vielerorts in alle Winde zerstreut wurden oder untergingen. So ist es zu verstehen, daß der Forschung über diese Zeit hinaus Grenzen gesetzt wurden.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege finden wir den Namen Schönbeck in der leidlich erhalten gebliebenen festen Stadt Ruppin in der Mark Brandenburg, wo die Heimatlosen Bürgerrecht erwarben und als Ackerbürger, man sagte auch schlicht "Ackermann", lebten.

4. Vernichtung des Wappenbildes im 2. Weltkrieg

Hinter den festen Stadtmauern, mit dreifachen Wällen abgeschirmt, lagen die Höfe sicher vor Raub, Plünderung und Totschlag. Außer dem Gefährd und geringen Habseligkeiten hatte das Familienoberhaupt als Kleinod das Wappen gerettet; und dieses Wappen ist das Erkennungszeichen für alle, die einer Wurzel entstammen.

Das alte Wappenbild war auf nachgedunkeltem Leder gemalt und in altgoldener breiter Leiste gerahmt. Auf der hölzernen Rückseite befand sich ein vergilbtes Schriftstück, das in gestochener Handschrift in Sächsischem Kanzleistil von dem Stammsitz der Schönbecks, dem Klosterlehngut Frauenmarkt, berichtete. Das Schriftstück begann: "Die Familie Schönbeck stammt aus Sachsen".

Im Jahre 1945 befand sich das Wappenbild in den Händen einer Nachfahrin anderen Namens, welche in Berlin-Lankwitz wohnte. Das Haus wurde bei einem Bombenangriff vernichtet und mit ihm dies, für die Familie Schönbeck wertvolle, heraldische Kleinod.

B. Die Geografische Herkunft der Familie

I. Die Sachsen

Die Familie Schönbeck stammt aus Sachsen. Welches Gebiet haben wir hierunter zu verstehen?



Im frühen Mittelalter saßen die Sachsen, ein germanisches Volk, zwischen Elbe, Eider und Nordsee. Sie waren als Wikinger (Eroberung Englands) gute Seefahrer. In erbitterten Kriegen 772 - 804 (Sachsenkriege) wurden sie unter ihrem Führer Widukind durch Karl den Großen unterworfen und christianisiert. Später bildete sich in diesem Sachsenland erneut ein Herzogtum unter den Liudolfingern, die bereits 911 (-1024) die deutsche Königswürde bzw. Kaiserwürde übernehmen konnten.

Die zweite geschichtliche Tat der Sachsen war ihr Anteil an der deutschen Ostsiedlung, der Wiederbesiedlung des germanischen Volksbodens, der unter hunnischem Druck während der Völkerwanderung aufgegeben worden war und auf dem sich slawische Stämme niedergelassen

hatten. Wechselnde Grenzkämpfe in den nächsten Jahrhunderten brachten im ganzen ein Vorrücken des deutschen Elements nach dem Osten. Der Höhepunkt der Ostsiedlung lag im 12. und 13. Jahrhundert; sie war das Gemeinschaftswerk aller deutschen Schichten und Stämme. Im 14. Jahrhundert begann der deutsche Siedlungsdruck nachzulassen, die deutsche Ostwanderung aber hat nie aufgehört.

Es sei hier gesagt, daß um das Jahr Tausend für die Stämme germanischen Ursprungs die Ostsiedlung bereits nach überschreiten der Elbe begann, nachdem die Sachsen vorher den Thüringer Raum in Besitz genommen hatten, wovon auch die späteren Ländernamen "Sachsen-Weimar-Eisenach", "Sachsen-Altenburg", "Sachsen-Koburg-Gotha", "Sachsen-Meiningen" und "Sachsen-Anhalt" künden.

Das Königreich bzw. der hierauf folgende Freistaat Sachsen entstand erst in einer viel jüngeren Zeit aus der Markgrafschaft Meissen.

Auch ist der Hinweis notwendig, daß Siedlung nicht ohne weiteres mit der Verdrängung oder Vernichtung eines andern Volkes verbunden sein mußte. Der vom alten Sachsenland ostwärts gelegene Raum war menschenarm und mit gigantischen Urwäldungen bedeckt. Hier hieß Siedlung "Rodung".

Durch höhere Kultur war der germanische Mensch dem Slawen überlegen. Dies hat nichts mit einem überheblichen "Herrenmenschentum" zu tun.

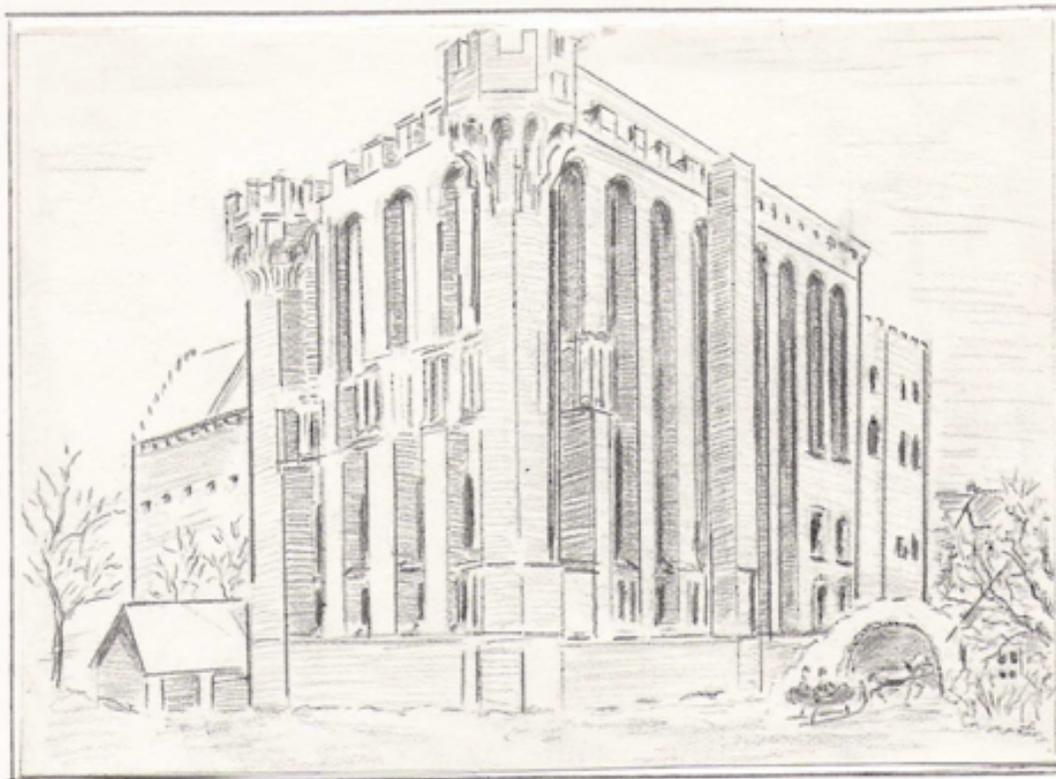
Er baute bessere und festere Häuser, er besaß bessere Ackergeräte und besseres Saatgut, auch brachte er besseres Vieh und bessere Pferde mit in das neue Land. So war es schicksalbedingt, daß der slawische Wende ihm unterlegen war, ihm diente oder nach Osten abwanderte. Im Laufe der Jahrhunderte trat naturgegeben auch ein Aufgehen der verbliebenen Wenden im eingewanderten Sachsenvolk ein.

II. Der Osten und der Deutsche Ritterorden

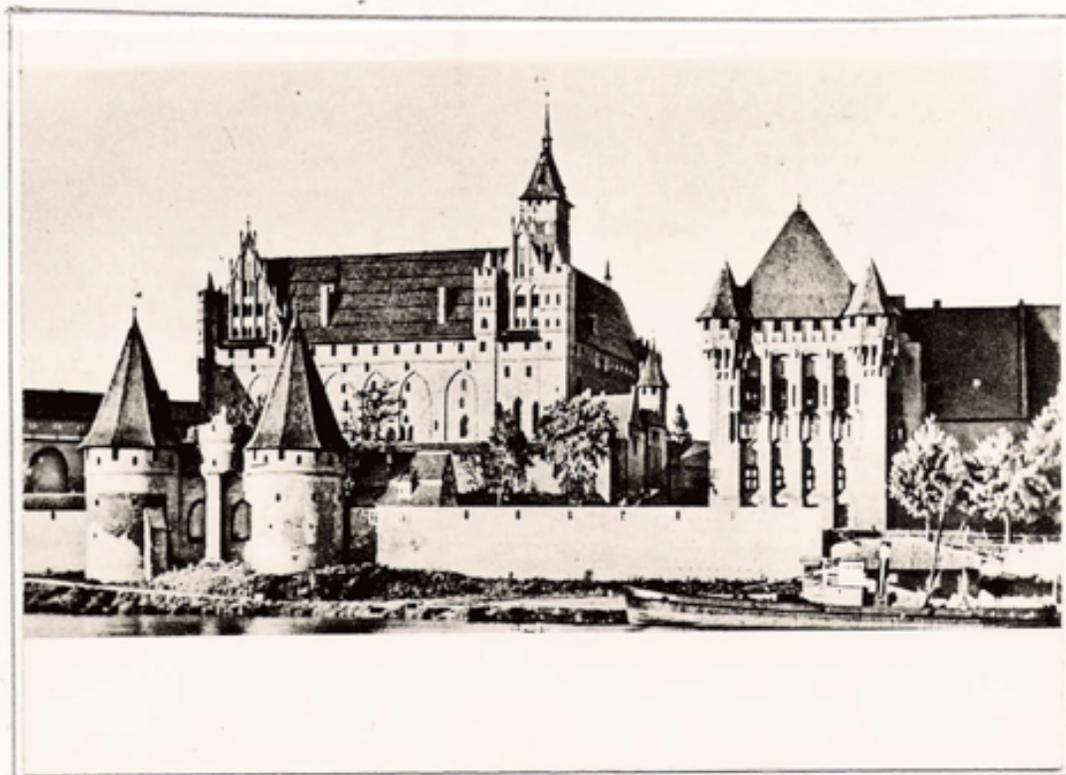
Entscheidend für die deutsche Ostsiedlung war die Unterzeichnung der Goldenen Bulle von Rimini durch Friedrich II. (1194 - 1250) aus dem Hause der Hohenstaufen, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Die Urkunde von Rimini übertrug dem Deutschen Ritterorden sämtliche Rechte eines Reichsfürsten in Bezug auf das vom Orden noch zu erobernde Land an der Ostsee, das uns später vertraut wurde unter dem bescheidenen Provinznamen "Ostprien"

1231 begann unter dem Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Hermann von Salza, die Inbesitznahme des Pruzenlandes. Die Feste Thorn wurde gegründet, von der aus der Orden dann das Weichseltal hinunterstieß bis zu dem schon damals hochgelobten Danzig, der deutschen Hansestadt. Dann wurde nach Osten geschwenkt und hineingestoßen in die heidnische Wildnis der Pruzen. Fast ein Jahrhundert hindurch kämpfte der Orden, oftmals fast vernichtet, gegen die wilden Ureinwohner litauischen Stammes. Erst 1308 siedelte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen von dem bisherigen Ordenssitz Venedig über auf die stärkste Festung im Pruzenland: die Marienburg.

Die Marienburg ist bis auf den heutigen Tag, trotz schwerster Schäden aus dem letzten Kriegsjahre 1945, das Wahrzeichen des Preußenlandes, das Mahnmal für Millionen vertriebener Deutscher, die im zweiten Weltkriege ihre Heimat im Osten verloren.



Die Marienburg
um 1300



nach der letzten Renovierung
1900

Der Orden zog aus allen deutschen Gauen, aus Schwaben, aus Bayern, aus Franken und aus Sachsen Gelehrte, Handwerker, Kaufleute und vor allem Bauern heran. (Eine gleiche Besiedlung des schlesischen Raumes erfolgte durch den Herzog Heinrich von Schlesien, dem Gemahl der deutschen Fürstentochter Hedwig aus dem Hause Andechs-Meran. In Hedwigs Gefolge hielten in wachsender Zahl deutsche Ritter ihren Einzug im Oderland, und ihr Gatte erwies sich als tatkräftiger Förderer des Deutschen Ritterordens, der eben damals aus dem Heiligen Land vertrieben worden war und ein neues Tätigkeitsfeld suchte. (Ich erwähne dies, weil auch die Familie Schönbeck in späterer Zeit in Schlesien ansässig wurde.) So ist es auch zu verstehen, daß zahlreiche, in den nord-, west- und süddeutschen Gauen beheimatete Namen im deutschen Osten bis in die jüngste Zeit zu finden waren. So auch der Name "Schönbeck".

Das Preußenland war Grenzland. Im Grenzland zu leben, hieß wachsam leben, hieß kampfbereit sein.

Alle Burgen und Kastelle die der Orden im Nordosten des Abendlandes errichtete, waren nüchterne, wuchtige Ziegelkästen. Große Räume und Ställe, weite Höfe waren hier zu finden; denn sobald die Grenzwächter durch Horn oder Feuerleuchten Signal gaben, flüchtete alles Volk vor den wilden Pruzen vom flachen Land in die Ordensburg. Klar und glatt war auch das Leben, das in diesen Mauern verlief. Der Ritter, der das Ordenskleid nahm, verzichtete auf seine Güter und lebte arm wie all die Brüder unter dem schwarzen Kreuz auf weißem Felde. Fand man nach seinem Tode unter den Hinterlassenschaften mehr als den üblichen Zehrpennig, so ward der Leichnam wieder ausgegraben und auf den Schindanger geworfen.

Und wie die Herren des Landes, die Ordensritter, lebte der deutsche Mensch, hart und genügsam, pflichtbewußt, fleißig und treu.

Daß der europäische Mensch nur in dieser Härte leben konnte, ja leben mußte, wenn er die Elbe, dann die Oder und danach die Weichsel und Memel überschritt, das ward bestimmt durch das Gesetz des Raumes und durch das Wesen der Menschen jenseits der Grenzen.

Als der Deutsche Orden, bereits dem Gesetz der Erstarrung und des Alterns anheim gegeben, in seine letzte große Schlacht zog, da stieß er bei Tannenberg nicht nur auf Pruzen, Litauer und Polen, als den mit ihm in Feindschaft lebenden Nachbarn. Ostmenschen aus weitester Ferne

waren herbeigeeilt. Nicht nur Russen, sondern auch Tartaren und Kalmücken haben bei Tannenberg im Jahre 1410 den Rittern des Deutschen Ordens den Todesstoß versetzt.

Der Orden starb - die Menschen blieben. Sie erlitten das Schicksal der Besiegten. Der Pole war ihr Herr.

III. Brandenburg - Preußen

Im Frieden von Oliva (1660) zwischen Brandenburg, Polen und Schweden errang Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, der Große Kurfürst, Markgraf von Brandenburg, nicht, nur die Souveränität in Preußen, sondern er bändigte gleichzeitig auch die unter der polnischen Non-chalance wild und bequem gewordenen Landstände. Oftmals wird Königsberg wichtiger denn Berlin. Das Kurfürstentum Brandenburg wird langsam in den Sog jenes historisch überaus bedeutsamen Landstückes da oben an der Ostsee gezogen. Wieder ziehen Beamte, Gelehrte, Bürger und Bauern gen Osten. Städte blühen neben der Hauptstadt Königsberg auf, freundliche, saubere Dörfer stehen in der Landschaft. Ende des 17. Jahrhunderts tauchte der Name Schönbeck in Danzig und auf dem flachen Lande auf.

Wie überall in der norddeutschen Ebene war der Boden mit wenigen Ausnahmen sowohl in Brandenburg, als auch in Preußen arm. Dazu war das Klima rau und die Winter lang und hart. Im wärmeren Westen des Reiches und im Süden nannte man die Mark Brandenburg: "Des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse". So waren auch die Bewohner dieser Landstücke, wie zu Zeiten des Ritterordens, in ihren Ansprüchen bescheiden, in ihrer Lebens-führung sparsam und bei ihrem Tagewerk fleißig. Und wo diese Eigenschaften vernachlässigt wurden, halfen die jeweiligen Fürsten nach. Wie sie auch streng über die Beamtenschaft wachten und deren Übergriffe und Verfehlungen unerbittlich ahndeten. Es war der gleiche Geist der Selbstzucht und des Fleißes, wie zur Zeit des Deutschen Ritterordens.

C. Die Ahnen im politischen Umfeld

Am 18. Januar 1701 krönte sich selbst der Sohn des Großen Kurfürsten im Königsberger Dom zum König von Preußen. Er ging in die Geschichte ein als Friedrich I., König von Preußen. Für Brandenburg verblieben er und seine Nachfolger Markgrafen zu Brandenburg.

I. Martin Schönbeck (1686 – 1766)

Zu dieser Zeit finden wir in den Neuruppiner Kirchenbüchern einen Martin Schönbeck verzeichnet, der im Jahre 1686 geboren wurde und in seinem langen Leben, er wurde 80 Jahre alt, nacheinander drei Frauen geehelicht haben muß. Nach den recht ungenauen Eintragungen in dem alten Kirchenbuch in Neuruppin kann man zu diesem Schluß kommen, denn außer den Vermerken über den gemeldeten Tod einer Gottliebe und einer Anna Maria Schönbeckin fehlten Eintragungen über Eheschließungen. Es ist anzunehmen, daß diese Frauen aus anderen Orten stammten. Die dritte Frau verstarb erst nach dem Ehemann. Dieser Martin Schönbeck hatte 10 Kinder, von denen 6 im frühen Kindesalter starben. Er war Ackerbürger, also Bauer innerhalb der festen Mauern der wehrhaften Stadt. Als solcher gehörte er der Ackergilde an. Er starb im Jahre 1766. Martin Schönbeck war im Besitz des Wappenbildes. Er gab es weiter an seinen Enkel. In einer handgeschriebenen Geschichte Ruppins von Campe, die sich s.Zt. in der Kirchenbibliothek in Neuruppin befand, war folgender Vermerk zu finden: "Der Märten Schönbeck zahlt Strafe, weil er seine Hochzeit zu großartig gefeiert hat." Die Strafe war vom Pfarrer verhängt, der streng über seine Gemeinde wachte. Die Eintragung stammte aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es dürfte sich um den Vater unseres Ahn Martin handeln. Die Eigenheit, die Feste auch als richtige Feste zu gestalten, daß sie sich vom grauen Alltag abheben, läßt unbedingt diesen Schluß zu, denn sie hat sich in unserer Familie bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch deutet der Name "Märten" = "Martin" darauf hin.

Die Ackergilde war bereits im Mittelalter die Vereinigung der Ackerwirte in einem Stadtgebiet. Die Satzungen der Gilde waren genau wie die der Handwerkerzünfte und sonstigen Innungen recht streng, und der Ackergildemeister gehörte zu den Spitzen einer Stadt, wie auch die Ackergilde als Vertreterin des dominierenden Erwerbszweiges ein gewichtiges Wort im Rat mitzusprechen hatte. Dem Gildemeister wurde von dem Landesherrn, dem Markgrafen von Brandenburg und später vom preußischen König, die Gerichtsbarkeit in der Bruderschaft in weitem Umfange beigelegt (übertragen, der Verf.).

Zu dieser Zeit dürften die steuerlichen Abgaben bei dem Geldbedarf der Krone für Zwecke des „Retablisements Preußens“ (Urbarmachung, Entwässerung, Besiedelung, Aufforstung) nicht unerheblich gewesen sein.

Das Wachsen und Aufblühen des Brandenburg-Preußischen Staates - wie konnte es auch anders sein - gefiel der Umwelt wenig. So stand das junge Königreich unter der stummen Bedrohung durch die verschiedensten Staaten und überstaatlichen Institutionen, Doch erzielten diese Drohungen nur stärkere Anstrengungen zur Sicherung des Landes und zur Förderung der Wirtschaft. Das Gebiet wuchs an Wert, forderte aber auch ein Mehr an Pflichten.

Der Lehrmeister dieser Pflichten und damit der eigentliche Schöpfer und Gestalter Preußens wurde Friedrich Wilhelm I., der Sohn Friedrichs I. Ob man von den Japanern als "den Preußen des Ostens" spricht oder die Unbestechlichkeit des Beamten als preußische Tugend rühmt: immer ist es Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, dessen Wirken über die Zeiten hinweg dahinter steht.

Mit diesem König hat alles begonnen, was Hingabe an eine Pflicht, selbstverständliches Opfern für ein Gemeinsames heißt. .

Oswald Spengler deutet richtig, wenn er in seinem Appell „Preußentum und Sozialismus“ als preußisch bezeichnet: „alles Lebendige, das jenes Tunwollen, was ich muß auf die Fahne geschrieben hat im Gegensatz zu dem liberalen und bequemeren Tun dürfen, was ich möchte.“

II. Joachim Schönbeck (1723-1759)

In dieser Zeit, im Jahre 1723, wurde dem Martin Schönbeck der Hoferbe geboren, welchen er auf den Namen Joachim taufen ließ. Ehe Joachim den Hof übernehmen konnte, war sein Vater fast an 60 Jahre alt. Es wird um das Jahr 1745 gewesen sein.

Die Zeit war ernst. Zwei Jahre Krieg hatte das Land hinter sich - den Ersten Schlesischen Krieg (1740 - 42).

König Friedrich II., später „der Alte Fritz“ genannt, Sohn Friedrich Wilhelms I., hatte nach dem Tode seines Vaters den Thron bestiegen. Die von seinem Vater bestens aufgebaute und gut gerüstete Armee ermöglichte es ihm, seine Ansprüche auf die seinem Hause auf dem Erbwege zugefallenen, aber vom Kaiserlichen Hof in Wien vorenthaltenen Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau anzumelden. In dem kleinen und körperlich schwachen König lebten ein überragender Geist und geballte Energie.

Unserem Ahn Martin und seinem Sohne Joachim war es vergönnt, Friedrich II. noch als Kronprinz kennenzulernen, als er Oberst und Kommandeur des Goltzschen Regiments in Neuruppin war. Der junge Fürst hat sich in seiner Garnisonstadt, der Hauptstadt der Grafschaft Neuruppin, selbst ein schönes Denkmal gesetzt, den "Tempelgarten". Es ist dies ein kleiner Park, eingefasst von einer hohen Mauer aus gelben und roten Klinkern mit architektonisch wirkungsvollen, fensterartigen Durchbrüchen. Inmitten der Gartenanlage steht ein Rundtempelchen, Die Staat war und ist stolz auf dieses fürstliche Geschenk.

Das Wohl und Wehe der Bewohner lag dem Prinzen sehr am Herzen; so war es naheliegend, daß er viele kannte und sich über ihre persönlichen Verhältnisse von ihnen berichten ließ. Diese Fühlungnahme des künftigen Königs auch mit unserem Martin und seinem Sohne Joachim wirkte sich später dahin aus, daß ein Sohn des letzteren freiwillig bei dem "Leib-Bataillon" des Königs, dem "Bataillon Garde", in Potsdam diente.

Joachim, der am 5.10.1748 Marie Draeger geheiratet hatte, beschränkte sich nicht nur auf die Landwirtschaft, sondern er setzte seine Pferde außerdem auch noch für Frachterzwecke ein.

Friedrich Wilhelm I. hatte bereits im ganzen Lande große Getreide-Magazine eingerichtet als vorsorgliche Maßnahme für Notzeiten, sei es für Dürre oder für Krieg.

Hier hatte Joachim seine Aufgabe erkannt. Er schaffte das Getreide von den Höfen und den Sammelstellen zu den königlichen Magazinen. Die selbstgezogenen Pferde konnten somit auf dem Hof verbleiben und warfen hierdurch eine bessere Rente ab, als es durch den Verkauf der Tiere der Fall gewesen wäre. Da sein Vater Martin daheim war, und die Wirtschaft weiter führen konnte, stand der oftmals tagelangen Abwesenheit nichts im Wege. Also auch damals gab es für die Ehefrauen diesen Kummer um den oft abwesenden Ehepartner.

Während des zweiten schlesischen Krieges (1744 - 1745) und auch im dritten schlesischen Kriege (1756-1763), welche Friedrich II. zur Sicherung der neuen Provinz Schlesien zu führen gezwungen war, mußte Joachim mit seinen Gespannen hart heran. Es gab auch Fahrten, die von den Magazinen in das Kriegsgebiet führten. Von einer dieser Fahrten im Jahre 1759 kam Joachim krank zurück. Eine schwere Erkältung warf ihn auf das Krankenlager und eine Lungenentzündung setzte seinem Leben frühzeitig im Alter von 36 Jahren ein Ende. Zurück blieben seine Frau, sein alter Vater und seine Kinder, von denen das älteste, der Sohn Johann Christian Friedrich, 6 Jahre alt war. Dieser stand im 14. Lebensjahre, als sein Großvater Martin im hohen Alter von 80 Jahren die Augen schloß.

Wir wissen nicht, was in den nächsten 11 Jahren geschah. Weder wissen wir etwas über sein Ergehen noch über das Schicksal seiner Mutter Elisabeth.

III. Andreas Wilhelm Schönbeck (1775 -

Erst im Jahre 1775 erhalten wir Kunde von dem Grenadier Andreas Wilhelm Schönbeck beim Bataillon Garde in Potsdam, einem jüngeren Bruder von Johann Christian Friedrich.

Andreas Wilhelm muß ein braver Soldat gewesen sein, getreu seinem großen König über dessen Tod hinaus.

Es war der 17. August 1786. Einige Stunden nach Mitternacht starb Friedrich II. in des Kammerlakais Strützki Armen. Außer diesem waren nur der Arzt und zwei Kammerdiener die

Zeugen des Todes. Am Morgen erschien der neue König Friedrich Wilhelm II., der Neffe des toten Königs, dem Dahingeshiedenen "das letzte Opfer des Schmerzes zu bringen".

Mit der Uniform des ersten Garde-Bataillons angetan, lag Friedrich auf einer schwarzbehängten Feldbettstelle, als die Offiziere der Garnison, die um 11 Uhr zur Parole nach Sanssouci beschieden waren, die Erlaubnis erhielten, das Trauerzimmer zu betreten. Sie vergossen - wie der Bericht lautet - "tausend schmerzliche Tränen", als sie die schwache, ent-seelte Hülle dieses mächtigen Geistes vor sich sahen." Abends acht Uhr wurde der Leichnam von zwölf auserwählten Unteroffizieren des ersten Garde-Bataillons, hierunter der Unteroffizier Schönbeck, in den Sarg gelegt und auf einem acht spännigen Leichenwagen nach dem Schloß in der Stadt gebracht. Voraus ritt der Adjutant des Bataillons, zu beiden Seiten gingen die zwölf Unteroffiziere, drei Wagen folgten. Am Eingang des Schlosses wurde der Sarg von vier Obersten empfangen und in dem Audienzzimmer die Nacht hindurch bewacht.

Der neue Herrscher wählte zur Ruhestätte seines Oheims den Platz neben der Gruft Friedrich Wilhelms I., unter der Kanzel in der Garnisonkirche in Potsdam. Dahin setzte sich der Zug am Abend des 18. August in Bewegung, der Wagen mit dem toten König umgeben von den Garde-Unteroffizieren, begleitet von den Generalen und Offizieren, von dem Magistrat der Residenzstadt Potsdam und von dem Hofstaat. Zwei Prediger gingen der Leiche entgegen und begleiteten sie bis zum Eingang des Gewölbes, indem die Orgel das Lied "Dein sind wir, Gott, in Ewigkeit" mit gedämpften Tönen spielte.

Was die Welt bei der Nachricht von dem Tode des Königs, den sie, vor allen übrigen, den Großen, den Einzigen nannte, empfunden habe, wer möchte dies heute nachsprechen können? Besser wissen wir es nicht zu sagen, als mit den schlichten Worten jenes schwäbischen Bauern: "Wer wird nun die Welt regieren?" Mit diesem Satz beendet der Historiker Franz Kugler seinen Bericht über den Tod Friedrichs des Großen. –

Im Herbst 1786 kehrte Andreas Wilhelm als in Ehren entlassener Garde-Unteroffizier von Potsdam nach Neuruppin zurück. Über sein späteres Leben und über etwaige Nachkommen war nichts fest zustellen. –

IV. Johann Christian Friedrich Schönbeck (1753- 1820)

Der ältere Bruder, Johann Christian Friedrich, unser Ahnherr, muß ein recht guter Ackerwirt gewesen sein. Seine Felder, Weiden und Wiesen hatten eine Fläche von rund 400 Morgen. Auch betrieb er eine Brennerei, die er 1797 zu einer Brauerei ausbaute. Seiner Initiative und seinem guten Ruf als Ackerwirt hatte er seine Wahl zum Vorsteher der Ackergilde zu. Innerhalb der Gilde war er Gerichtsherr; in der Ackerbürgerstadt Neuruppin hatte er als Ackergildemeister wie bereits erwähnt ein sehr gewichtiges Wort im Rate mitzureden. Sein Stolz waren seine selbstgezogenen Pferde.



Bereits mit 24 Jahren hatte Johann Christian Friedrich die Tochter Anna Elisabeth des Acker-bürgers Christian Heise in Neuruppin geheiratet, welche ihm nach dem Tode ihres Vaters als einzige Tochter den elterlichen Hof und Acker einbrachte.

Folgende Begebenheit ist beachtenswert:

Der König Friedrich Wilhelm II., der Nachfolger Friedrichs des Großen, zeichnete Johann Christian Friedrich in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit einer Dotation aus: Ein Haus mit Grund und Boden in Neuruppin. Die Begründung hierfür ging aus dem Bestätigungsschreiben des Rates der Stadt, das sich bis 1945 in meinem Besitz befand, leider nicht hervor. Wie weit diese Schenkung auf eine Verfügung des verstorbenen Königs zurückzuführen war, konnte ebenfalls nicht mehr festgestellt werden.

Immerhin ist dieser Sachverhalt ein Zeichen für die Verbundenheit der preußischen Könige mit ihren "Untertanen". Dieses Wort ist heute verpönt, da der "freie demokratische Mensch" sich gegen eine vermeintliche Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit auflehnt, Nun trifft es zu, daß sich auch kein Mensch unter einem Vierjahrespräsidenten als "Untertan" fühlen kann. Einem Landesherrn gegenüber, der den Schutz über die Bewohner seines Landes auf Lebenszeit ausübte und auch sein Land als erster Diener seines Staates der Welt gegenüber vertrat, konnte die Bezeichnung "Untertan" nur ehrend empfunden werden. -

Hart mußte unseren Johann Christian Friedrich, den königstreuen Preußen, die Niederlage des preußischen Heeres in der Schlacht bei Jena und Auerstedt gegen den Kaiser der Franzosen, Napoleon, am 14.10.1806 getroffen haben.

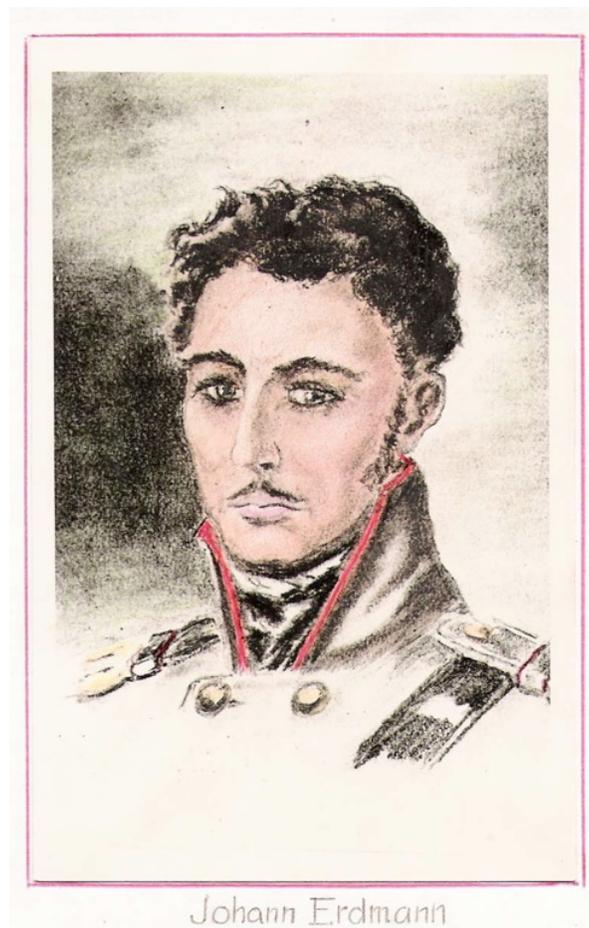
Während der langen Friedensjahre nach 1763 war die preußische Armee sowohl im Offiziers-korps als auch in den unteren Chargen überaltert. König Friedrich Wilhelm II. hatte wenig für die Verjüngung getan, so daß sein Sohn Friedrich Wilhelm III., der Gemahl der Königin Luise, als er 1797 den Thron bestieg, ein in alten Traditionen und in veralterter Taktik erstarrtes Heer übernahm, das den neuzeitlich ausgebildeten und durch junge Offiziere geführten, sehr beweglichen Truppen des Revolutionskaisers nicht gewachsen war.

Johann Christian Friedrich war es vergönnt, die Auferstehung Preußens 1813 noch mitzuerleben. Er starb am 18.11.1820. Mit dem Tode Johann Christian Friedrichs verlor Ruppín eine Persönlichkeit, die maßgeblich am Aufblühen der Stadt, im besonderen nach dem großen Brande, der die halbe Stadt einäscherte, beteiligt gewesen war. Seine Frau Elisabeth schloß ein Jahr vor ihm die Augen am 1.11.1819. Sein Sohn Johann Erdmann, der am 19.12.1791 geboren wurde, war beim Tode des Vaters 29 Jahre alt. Über ein Jahrzehnt hatte Johann Christian Friedrich an

seinem Sohn eine gute Hilfe und in den letzten Jahren einen vollwertigen Vertreter, dem sein ganzes Vertrauen gehörte.

V. Johann Erdmann Schönbeck (1791 – 1862)

Johann Erdmann war 15 Jahre alt, als der für Preußen schmachvolle Frieden von Tilsit (7.9. 7. 1807) zwischen Napoleon und König Friedrich Wilhelm. III. geschlossen wurde.



1. Johann Erdmann zieht den Degen gegen Napoleon

Der Versuch Napoleons, die vom ganzen Volk verehrte und geliebte Königin Luise bei einer Zusammenkunft in Tilsit zu demütigen, brachte ihm weiterhin nur Abneigung und Haß ein. Die

französische Besatzung, die sich über ganz Deutschland vom Rhein über Berlin, hinauf bis Hamburg und Lübeck und bis in die Linie Breslau-Memel erstreckte, trug das ihrige dazu bei, diesen Haß zu schüren.

König Friedrich Wilhelm III., eine Persönlichkeit von großer, schlanker Statur, war ein Ritter ohne Furcht und Tadel, sehr schlicht in seiner Lebensführung und von zurückhaltender Natur. Er besaß keine Illusionen, und war gut in einer Epoche, in der durch den napoleonischen Umsturz der europäischen Verhältnisse viele politischen Seifenblasen in die Luft gepustet wurden. Durch sein zögerndes Wesen hat der König vielleicht im Jahre 1805 seine Stunde versäumt. Aber ansonsten war es gut, daß er lange zögerte, ehe er 1813 zusprang.

Sein Königsbewußtsein war nicht schwächer als das seiner Ahnen. Als während der Tilsiter Friedensverhandlungen der französische Kaiser sich mit dem Zaren Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. auf einem Floß in mitten der Memel traf, hatte der Korse wieder einen seiner berühmten Wutanfälle, wodurch er seine Verhandlungspartner einzuschüchtern pflegte. Hier mißglückte das Verfahren gänzlich. Friedrich Wilhelm legte sofort die Hand an den Degen, und der Zar sprang schnell dazwischen, um ein Unglück von unsagbaren Folgen zu verhüten.

Es muß gesagt werden, daß König Friedrich Wilhelm III. in den 43 Jahren seiner Regierung ein gerechter, pflichtbewußter und vom preußischen Volke in allen seinen Teilen verehrter "Landesvater" gewesen ist.

2. Das politische Umfeld zur Zeit Johann Erdmanns

An dieser Stelle sei die Persönlichkeit Napoleons kurz skizziert. Er war am 15.8.1769 in Ajaccio auf Korsika geboren. Sein Familienname war Bonaparte. Er wurde 1786 Artillerie-leutnant in der königlichen französischen Armee und trat 1793 zu den Revolutionären über. Er eroberte im gleichen Jahre Toulon und schlug als Kommandant von Paris den Aufstand der Royalisten nieder. Man ernannte ihn 1794 zum General. Nach verschiedenen Feldzügen (Italien und Ägypten)

vollführte er, gestützt auf seine Soldaten, einen Staatsstreich (9.11.1799) und ließ sich zum Ersten Konsul auf Lebenszeit proklamieren. 1804 krönte er sich zum Kaiser der Franzosen.

Er unterwarf Italien und griff 1805 England, Rußland, Österreich und Schweden an. Er besiegte Österreich und Rußland bei Austerlitz, holte sich indessen in der Seeschlacht gegen England bei Trafalgar eine empfindliche Niederlage. In dieser Seeschlacht fiel der Admiral der englischen Flotte, Lord Nelson.

1806 schlug, wie bereits berichtet, Napoleon das preußische Heer vernichtend bei Jena und Auerstedt.

1812 vermaß er sich, Indien auf dem Landwege über Rußland zu erreichen. Er marschierte in Rußland ein mit einer für damalige Begriffe gewaltigen Heeresmacht, welcher er Truppen aus allen unterworfenen Staaten eingliederte, so auch ein preußisches Kontingent unter General von York.

Napoleon gelangte bis Moskau, wo er mit seinen Elitetruppen Winterquartier bezog. Ein Brand vernichtete die ganze Stadt, deren Häuser nach russischer Art aus Holz gebaut waren. Es kam zu einer Panik unter den die Kälte nicht gewohnten Truppen, die zu kopflöser Flucht führte. Auf die Fliehenden stürzten sich Kosaken und Partisanen. Nur wenige Truppenteile, in der Hauptsache deutsche, hielten Disziplin und bildeten die Nachhut. Frost und Hunger taten ein Übriges, um die einst stolze Armee zu einem Unglückshaufen zusammenschrumpfen zu lassen. An der Beresina war das Schicksal dieser Trümmer besiegelt. Napoleon floh - seinen Truppen weit voraus - durch Deutschland nach Paris.

Als linke Flankendeckung für seinen Vormarsch hatte Napoleon die ihm unsicheren Preußen nach Kurland beordert. Dort erhielt General York von Wartenberg Kunde von der Vernichtung der Grande Armee. Der russische General Dibitsch, bei dessen Stabe sich ehemalige preußische Offiziere befanden, nahm mit York Verbindung auf. Dieser schloß mit den Russen am 30.12.1812 eine Neutralitätskonvention ab. Ort war die Mühle Poscherum bei Tauroggen an der preußisch-litauischen Grenze.

König Friedrich Wilhelm III., der zu seinem Napoleon gegebenen Wort stand, sah in diesem Schritt des Generals ein schweres Verbrechen, Landesverrat. Nur dem tapferen Einstehen der

ostpreußischen Stände für den General war es zu verdanken, daß York nicht zur Aburteilung vor ein Kriegsgericht gestellt wurde.

Nach 1806 hatte der General von Scharnhorst - er war erst als General in den Adelsstand erhoben worden - das sogenannte Krümpersystem für die Aushebung von Soldaten und für die Ausbildung von Reservisten stillschweigend eingeführt. Preußen durfte auf Grund des Friedens von Tilsit ein Heer von nur 30 000 Mann unterhalten. Durch kurze Ausbildungszeiten umging er die einschränkende Bestimmung und schaffte eine beachtliche Reserve.

Als sich Rußland, Österreich, Preußen und Schweden zusammenschlossen, um Napoleon, der bereits in unglaublich kurzer Zeit eine neue Armee "aus der Erde gestampft" hatte und diesseits des Rheins seine Positionen wieder zu besetzen gedachte, endgültig niederzuringen, kamen diese Reserven dem preußischen Heer zu gute.

In der Völkerschlacht bei Leipzig (16.-19. Oktober 1813) wurde Napoleon entscheidend geschlagen.

Die preußischen Truppen führte der General Gebhard Leberecht von Blücher. Sein Generalstabchef war General von Scharnhorst, der bei Leipzig verwundet wurde und an den Folgen dieser Verwundung starb. Blücher, bei seinen Soldaten "Marschall Vorwärts" genannt, hatte vor der Schlacht bei Leipzig die Franzosen bereits am 26.8.1813 an der Katzbach in Schlesien und am 16.10.1813 bei Möckern geschlagen.

Der König ehrte diesen überaus fähigen Heerführer mit der Ernennung zum Feldmarschall.

Am 10.3.1813 hatte König Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz als Tapferkeitsorden in 2 Klassen gestiftet. Die Stiftungsurkunde wurde von ihm in Breslau unterschrieben, von wo er auch seinen "Aufruf an mein Volk" erließ, in welchem er Napoleon den Kampf ansagte.

In Verfolg der Schlacht bei Leipzig wurde Napoleon gefangen genommen und auf die Insel Elba verbannt. Doch am 20.3.1815 kehrte er zur Bestürzung der Welt (sagen wir Europas) nach Frankreich zurück. Seine alten Soldaten und die französische Jugend begrüßten Napoleon jubelnd und im Handumdrehen stand hinter diesem energiegeladenen, kleinen, dicken Manne wieder eine starke Armee.

Bei Belle-Alliance stellte er die englischen Truppen unter Lord Wellington am 18.6.1815, nachdem er die Preußen unter Blücher zwei Tage vorher, am 16.6.1815 bei Ligny, nordwestlich

Namur, geschlagen hatte. Durch diesen Sieg über Blücher sicher gemacht, führte Napoleon seine Kerntuppen gegen Wellington ohne seine rechte Flanke zu sichern. Er hatte aber nicht mit dem Feuerkopf Blücher und seinem Generalstabchef Neidhard von Gneisenau gerechnet. Selbst durch einen Sturz mit dem Pferde bei Ligny nicht unerheblich verletzt, raffte der alte Husarengeneral seine entmutigten Truppen wieder zusammen und begeisterte sie durch sein persönliches Beispiel. Bei Regen und aufgeweichten Wegen eilte er im Gewaltmarsch auf den Kanonendonner von Belle-Alliance zu, stieß den die Engländer stark bedrängenden französischen Garden in die Flanke und entriß somit dem Korsen im letzten Augenblick den sicher erscheinenden Sieg. Es war ein historischer Augenblick, als Blücher und Wellington sich nach dem Siege auf dem Schlachtfeld umarmten. Von Wellington wird der Ausspruch während des harten Ringens überliefert: "Ich wünschte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!"

In der preußischen Geschichte ging diese Entscheidungsschlacht ein unter der Bezeichnung: Schlacht bei Belle-Alliance, die Engländer nannten sie: Schlacht bei Waterloo.

Napoleon geriet in Gefangenschaft und wurde auf der Insel St. Helena interniert, wo er am 5.5.1821 starb. Seine Herrschaft hatte diesmal nur 100 Tage gedauert.

Blücher wurde von seinem König in den Fürstenstand erhoben und erhielt als Dotation die Herrschaft Kriblowitz in Schlesien. Ferner zeichnete ihn sein König mit dem einmaligen Orden, dem "Blücherstern zum Eisernen Kreuz" aus. So ging dieser prachtvolle, alte Haudegen in die Geschichte ein als: Generalfeldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt. Sein Generalstabchef von Gneisenau, ein Freund des Generals von Scharnhorst, setzte die von letzterem geplante und bereits begonnene Reorganisation des Heeres fort und veranlaßte bereits 1814, also zwischen den Kriegen, die Einführung der "Allgemeinen Wehrpflicht" in Preußen.

Wir dürfen aber diesen Zeitabschnitt nicht verlassen, ohne eines großen Staatsmannes zu gedenken, des Reichsfreiherrn von und zum Stein.

Nach dem Tilsiter Frieden 1807 legte Stein als leitender Staatsminister durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Schaffung eines allgemeinen freien Bauerntums sowie Einführung der Selbstverwaltung der Städte die Grundlage zu einer neuen Ordnung in Preußen. Weiterhin gab er dem Staat eine moderne Verwaltungsorganisation. 1808 wurde Stein von Napoleon geächtet und ging nach Rußland. Von 1812 bis 1813 war er politischer Berater des Zaren Alexander.

3. Johann Erdmanns Leben

An all diesem welterschütternden Geschehen nahm unser Ahn Johann Erdmann, wenn auch in dem bescheidenen Rahmen eines 21 jährigen jungen Mannes, aber doch mit größter Begeisterung teil.

3.1. Johann Erdmann in den Freiheitskriegen 1813 - 1815

Johann Erdmann, mit Pferden auf dem väterlichen Hof groß geworden, war schon als Junge nicht vom Pferderücken herunter zu bekommen. Als am 3.2.1813 der Erlaß zur Bildung der freiwilligen Jäger erfolgte – einer Truppe, die sich selbst auszurüsten und zu unterhalten hatte, meldeten sich vor allem die Angehörigen des gehobenen Bürgerstandes, Studenten, Gutsbesitzer – und Bauernsöhne, aber auch Söhne des Landadels.

Johann Erdmann meldete sich beim Freikorps des Freiherrn von Lützow mit einem Pferde aus dem eigenen Stalle.

Zu diesem Freikorps gehörte auch Theodor Körner, der Dichter der deutschen Jugend, die er mit seinen begeisternden Gedichten aufrüttelte und zur Erhebung gegen Napoleon mitriß. Für ihn waren seine Verse nicht leere Worte. Er besiegelte, kaum 22 Jahre alt, sein junges Leben im Gefecht bei Gadebusch, westlich von Schwerin in Mecklenburg am 26.8.1813 mit dem Tode. Er setzte sich und seinen schwarzen Reiterkameraden ein herrliches Denkmal in seinem Gedicht: "Lützows wilde Jagd".

Das Lied, das Euer Ahn, mein Urgroßvater, im Chor der schwarzen Jäger voller Begeisterung mitgesungen hat, sei daher an dieser Stelle festgehalten:

Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?

Hör's näher und näher brausen.

Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,

Und gellende Hörner schallen darein

*Und erfüllen die Seele mit Grausen,
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.
Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen fränkische Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd,
Wo die Reben glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüterich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.
Was braust dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen,
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.
Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!*

*Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
 Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.
 Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
 Auf Henkersblut und Tyrannen!
 Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
 Das Land ist ja frei und der Morgen tagt
 Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
 Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
 Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!*

So erfülle ich hiermit für meinen Teil das Vermächtnis des freiwilligen Lützower Jägers, des unvergeßlichen Freiheitsdichters und seiner Kameraden, der schwarzen Reiter.

Die Jahre 1813 und 1815, die Jahre der Freiheitskriege, waren in jeder Hinsicht erregend.

Johann Erdmann kehrte aus den Freiheitskriegen, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, dem schlichten preußischen Orden für Verdienste im Kampf um das Vaterland gegen Frankreich, zurück.

Sein Säbel in schwarzer Lederscheide mit Messingbeschlägen hing noch bis zur Zerstörung Breslaus 1945 in unserer Wohnung in dem Hause Kaiser Wilhelm-Straße 181/183. Dort liegt der Säbel mit vielen anderen Erinnerungsstücken, Aufzeichnungen und Dokumenten aus vergangenen Zeiten unter den Trümmern vergraben, wie ich bereits eingangs erwähnte.

3.2. Johann Erdmann als „Braueigner“

Johann Erdmann, er wurde kurz Hans-Erdmann oder Hans gerufen, stand seinem Vater in nichts nach. Er erwarb noch Ackerland und Wiesen hinzu, sodaß er seinem Sohn Friedrich Wilhelm an 800 preußische Morgen vererben konnte. Trotz der vergrößerten Landwirtschaft lag das Schwergewicht doch bei der Brauerei. In einer amtlichen Urkunde wurde Johann Erdmann als "Braueigner" bezeichnet.

Am 10.7.1818 heiratete Johann Erdmann die Tochter Dorothea Sophia, des Ackerbürgers Jakob Ernst Schütz und seiner Eehälfte Maria Elisabeth geb. Lemm. Der Schwiegervater betrieb auf seinem Hof eine recht einträgliche Getreidebrennerei. Jakob Ernst Schütz stammte aus Ilmenau, wo der Vater und Großvater Berggeschworene waren.

Die Stammreihe der Familie Schütz führt bis zum Jahre 1683. Nach dem Tode der Eltern Schütz verblieb der Acker der Tochter beziehungsweise ihrem Manne

Johann Erdmann verdankt die Stadt Neuruppin den Ruf einer Bierstadt. Wie auch zur Zeit von Johann Erdmann zwei weitere Industriebetriebe die Stadt berühmt machten, die Tuchfabriken und die "Neuruppiner Bilderbogen" (zu haben bei Gustav Kühn in Neuruppin, so stand es am unteren Rand dieser Bogen). Diese Bildberichte brachten in sehr anschaulicher, aber häufig auch drastischer Weise die sensationellen und beachtenswerten Begebenheiten in der Welt, wie sie sich dem Zeichner und Maler der Druckerei in seiner Phantasie widerspiegelten. Diese Bilderbögen waren über alle Kontinente verbreitet. Als Stanley bei seiner Erforschung des Kongos zu Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts als erster Europäer zu den entlegendsten Negerstämmen vordrang, fand er bei einigen bereits Neuruppiner Bilderbogen vor, die vermutlich arabische Händler als Tauschobjekte hinterlassen hatten.

Doch zurück zu Johann Erdmann, zurück zu dem Grundstück in der Ludwigstraße, wo ein reges Leben herrschte. Schon in der Frühe rollten die Bierfässer aus der Schwenkhalle zu den Pferdewagen. Die Bierfahrer, Männer wie Schränke, mit schwerer Lederschürze, die große Geldtasche mit Messingbeschlägen umgehängt, wuchteten die vollen Fässer auf die Planwagen, welche das köstliche Naß weit hinaus auf die Dörfer und in die Nachbarstädte bringen sollten. Die Wagen für die Stadtbelieferung waren offen mit Haltebäumen an den Seiten und Aufhängevorrichtungen für die Fässer an den Seiten des Wagenbeschlages, genau wie man diese Gefährte heute noch in den Groß- und Mittelstädten antrifft, wo das Bier teils aus Zweckmäßigkeit, teils aus Tradition mit Pferden ausgefahren wird. Der geräumige Hof mit der Brauerei und den Wirtschaftsgebäuden war zur Straße hin durch zwei beachtliche massive Bürgerhäuser abgeschirmt. Auf der Rückseite des Hofes lagen die Stallungen und der Futterboden. Die Scheunen befanden sich außerhalb der Stadtmauer im Scheunenviertel in der Nähe des Rheinsberger Tores.

Dort standen in 5 Reihen die Scheunen aller Ackerbürger wie ein Kasernement. Diese Scheunen standen noch bis 1897, als ein nächtlicher Brand diesen ganzen Komplex zerstörte. (Ich selbst war als Junge Zeuge dieses gewaltigen Feuerwerkes.) In den Stallungen mögen an die 20 Kühe und an 15 Pferde Platz gehabt haben. Auch eine Anzahl Schweine waren vorhanden. Malzkeime und Biertreber fanden in den Ställen beste Verwertung. Die Pferde wurden sowohl für die Brauerei als auch für die Landwirtschaft eingesetzt. Dies erforderte eine umsichtige Disposition. Für seine Pferdezucht bediente sich Johann Erdmann der Stationshengste aus dem preußischen Landgestüt Neustadt a.d. Dosse. Die dort gehaltenen Hengste waren mittel-schweres Warmblut, ähnlich der mecklemburger Rasse. Diesen Pferden konnte man schon Lasten anhängen, selbst im mahlenden, märkischen Sande. Auch eigneten sie sich auf fester Straße zum Trabfahren, sodaß die zurückkehrenden Wagen mit den Leergebinden schneller vorwärts kamen, wobei es eine Selbstverständlichkeit war, daß kein naßgeschwitztes Pferd in den Stall kam. Trotzdem trafen einzelne Gefährte von sehr weiten Touren erst zu nächtlicher Stunde ein. Zur Abrechnung erschienen die Bierfahrer im "Comptoir", dem Geschäftszimmer, wo sie auf Zahlbrettern harte Silberthaler neben Silberthaler bauten. Ihre Geldtaschen hatten jeweils ein beachtliches Gewicht, denn sie bargen hohe Beträge.

Es waren Prachtkerle, diese Bierfahrer, ehrlich und treu. Sie sahen in den ihnen anvertrauten Pferden ihre eigenen, und die Brauerei war ihre Brauerei. Sie waren es, die den Konkurrenz-kampf draußen auf dem Lande und in den kleinen Landstädten führten. Sie waren es, die ihren Herrn aufmerksam machten, persönlich einzugreifen, wo sie für ihre Brauerei Gefahr witterten. Dann rollte der Halbverdeck-Kutschwagen, mit zwei bildschönen Hellbraunen bespannt, zur Stadt hinaus. Auf dem Bock saß Brook, der Kutscher, im dunkelblauen Schoßrock mit silbernen Knöpfen und einem blankgebürsteten Zylinder mit rotweißer Seitenkokarde und silbernem Hutband auf dem Kopf.

Zu seiner Ausstattung gehörte selbstverständlich eine Bogenpeitsche mit Fischbeineinlage. Für kaltes und schlechtes Wetter bediente er sich eines schwarzen Mantels mit doppelter Pelzrinne.

Wenn auch die Arbeit und die Planungen Johann Erdmann voll in Anspruch nahmen, so war es für ihn Ehrensache, zum täglichen Frühschoppen, so gegen 11 Uhr 30 am Stammtisch der Honoratioren im Hotel zur Krone zu erscheinen. Im dunklen Überrock, mit grauem Zylinder auf

dem gewellten Haar, die linke Hand mit dem langen Spazierstock aus spanischem Rohr, geschmückt mit silbernem Knauf und mit der durch eine silberne Öse gezogenen Leder-schlaufe, auf dem Rücken, so schritt er würdevoll durch die Straßen, um in der Runde mit dem Landgerichtspräsidenten, dem Bezirkskommandeur, dem Bürgermeister, dem Medizinal-rat und verschiedenen Fabrikbesitzern, zu denen sich an einem bestimmten Wochentage ei-nige Herren vom Lande gesellten, die Tagesereignisse zu besprechen.

Der oben geschilderte Spazierstock stammte von seinem Vater Johann Christian Friedrich. Als liebes Erinnerungsstück hing der Stock der Urväter seit ich verheiratet war, stets in unse-rem Wohnzimmer, mag es in Saarlouis, Potsdam, Altjängel oder Breslau gewesen sein. Wie oft nahmen ihn meine Kinder von der Wand, um mit ihm im Zimmer herum zu stolzieren und ihren kindlichen Unfug mit ihm zu treiben. Und so wandelte auch mein Sohn Hans-Erdmann der Jüngere mit dem Spazierstock seines Ururgroßvaters Hans-Erdmann des Älteren voll Übermut und Flausen durch die Räume, nicht ahnend, daß dieses vertraute Familienstück einst unter den Trümmern von Breslau vermodern sollte.

Über meine Urgroßmutter Dorothea Sophia, von ihrem Manne wohl kurz "Dörte" genannt, konnte ich nur in Erfahrung bringen, daß sie eine liebevolle Mutter und eine umsichtige Haus-frau gewesen ist.

3.3. Über das Familienleben zur Zeit Johann Erdmanns

Zu jener Zeit herrschte noch ein patriarchalisches Familienleben. Der Vater war nicht nur Repräsentant seiner Familie, sondern er war auch für Frau und Kinder das Respekt heischende Oberhaupt. Für heutige Begriffe mag dies nach häuslichem Despotismus klingen. Man muß aber jene Zeit mit den Augen ihrer Menschen sehen.

Die Familie war eine festgefügte Gemeinschaft für jedes ihrer Glieder und nicht nur bis zur Zeit des Flüggewerdens. Es waren Ausnahmen, wenn die Söhne außerhalb des Ortes heirate-ten. So bildete sich die Sippe; und in der Sippe war das prägnanteste Familienoberhaupt der Patriarch.

Damals gab es keine berufstätigen Frauen im heutigen Sinne. Die Töchter blieben bis zu ihrer Heirat in der Obhut der Familie. Sie verblieben auch dort, wie schon gesagt, falls sie nicht heirateten. Auf jeden Fall war für sie gesorgt. Sie hatten eben ein Heimrecht. Die Töchter waren nicht untätig. Sie halfen der Mutter im Haushalt. Sie nähten ihre Aussteuer. Sie häkelten die schönsten Spitzengebilde und waren auch den schönen Künsten nicht abhold. In keinem guten bürgerlichen Hause fehlte das Spinett, das nicht etwa nur als Renommierstück im guten Zimmer stand, sondern das fleißig benutzt wurde, am Tage zum Üben und abends zum Vortrag. Wie zu jener Zeit die gute Hausmusik aus dem Familienleben nicht fortzudenken war. An den größeren Familientagen traten die einzelnen Talente in Erscheinung. Gute Stimmen standen im edlen Wettstreit mit Spinett (später Klavier) und Streichinstrumenten, sei es bei einem Solovortrag, im Duett oder im Quartett. Aber auch manches beachtliche Bild, oder manche künstlerisch feingeschnittene Silhouette waren Werke begabter Frauenhände. Bevorzugt war Pastellmalerei. Die ledigen älteren Mädchen waren in der Familie und in der Verwandtschaft als nützliche Tanten zur Vertretung der Hausfrau und bei der Pflege von Kranken gern gesehen. Bei den Kindern waren sie meist nur bedingt beliebt. Es gab aber rühmliche Ausnahmen.

Ein Mann durfte erst heiraten, wenn er einer Frau ein standesgemäßes Leben bieten konnte. Wiederum mußte die junge Frau eine Mitgift in die Ehe einbringen, um nicht "mit leeren Händen" zu kommen. Diese mußte der Vater der jungen Frau erbringen. Die Ehefrau war keineswegs "eine Dienende". Im Haus und Garten hatte sie die Gewalt, auf dem Hof nur soweit dies ihr Aufgabengebiet betraf. So war die Frau, besonders auch später als Großmutter stets der Mittelpunkt der Familie, und der Ehemann begegnete ihr ritterlich und mit Hochachtung. Auch die Kinder zollten der Mutter bei aller Zuneigung und Verehrung größte Achtung und unbedingten Gehorsam.

Als Gebieterin in ihrem Reich war sie je nach Charakter, Temperament und Veranlagung von allen dienstbaren Geistern geliebt und verehrt oder gefürchtet. Sie war aber auch das ausgleichende Element zwischen dem Respekt heischenden Vater und den Kindern.

Es dürfte hier von Interesse sein, daß Johann Erdmann von seinen Kindern noch mit "Herr Vater" und "Sie", bzw. mit "Euch" und "Ihr" angedet wurde; die Mutter entsprechend mit "Frau Mutter".

Der Ehe Johann Erdmanns entstammten vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn war Johann Friedrich Wilhelm, der jüngste Hermann. Friedrich Wilhelm wurde am 13.11.1819 geboren. Die Brüder wuchsen in einer Zeit der wirtschaftlichen Erholung und des zunehmenden Wohlstandes, aber auch permanenter politischer Unruhe auf.

4. Erneut: Das politische Umfeld zur Zeit Johann Erdmanns

Die bereits geschilderten Umwälzungen in Frankreich, aber auch die Propaganda der einstigen Besatzungstruppen, begannen sich in den Nachbarländern fühlbar zu machen. Nach der Verbannung Napoleons im Jahre 1815 überschlugen sich in Frankreich die Ereignisse.

Kaum war der Revolutionskaiser fort, wurde das Königstum der Bourbonen unter Ludwig XVII. wiederhergestellt. Dieser gab dem Land eine neue Verfassung, die sein Nachfolger Karl X., der 1824 den Thron bestieg, wieder aufhob. Die durch die erste Revolution in der Handhabung demokratischer Kampfmittel geschulte Bevölkerung lief Sturm. Es kam 1830 zur Juli-Revolution. Karl X. wurde entthront und Louis Philipp von Orleans zum König proklamiert, zum sogenannten "Bürgerkönig". Aber auch dieser wurde durch die Februar-Revolution 1848 verjagt. Die 2. Republik wurde ausgerufen.

Bereits nach 1815 machte sich im deutschen Raum, zunächst in Süddeutschland, eine demokratische Denkweise und eine hiermit verbundene Auflehnung gegen die Fürstenhäuser bemerkbar. Hierzu kam, daß der gemeinsame Kampf der deutschen Stämme in den Freiheitskriegen 1813 und 1815 gegen Napoleon den Wunsch zu einem festen Zusammenschluß aller Deutschen zu einem großen neuen Deutschen Kaiserreich aufkommen ließ, einem Reich, das alle Länder mit deutscher Sprache umfaßte. Es war der "Großdeutsche Gedanke". Man nannte damals diese Bewegung: Deutsch-National. Sie fand keinen besseren Ausdruck als in dem Gedicht von Ernst Moritz Arndt: "Des Deutschen Vaterland" (1813). Es sei daher hier wieder gegeben.

1) *Was ist des Deutschen Vaterland?*

Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?

Ist's wo am Rhein die Rebe blüht?

Ist's wo am Belt die Möwe zieht?

O nein, nein, nein !

Sein Vaterland muß größer sein!

2) *Was ist des Deutschen Vaterland?*

Ist's Bayernland? ist's Steierland?

Ist's wo des Marsen Ried sich streckt?

Ist's wo der Märker Eisen streckt?

O nein, nein, nein!

Sein Vaterland muß größer sein!

3) *Was ist des Deutschen Vaterland?*

Ist's Pommernland? Westfalenland?

Ist's wo der Sand der Düne weht?

Ist's wo die Donau brausend geht?

O nein, nein, nein!

Sein Vaterland muß größer sein!

4) *Was ist des Deutschen Vaterland?*

So nenne mir das große Land!

Ist's Land der Schweizer? ist's Tirol?

Das Land und Volk gefiel mir wohl;

Doch nein, nein, nein!

Sein Vaterland muß größer sein!

5) *Was ist des Deutschen Vaterland?*

So nenne mir das große Land!

Gewiß, es ist das Österreich,

An Ehren und an Siegen reich?

O nein, nein, nein !

Sein Vaterland muß größer sein!

6) *Was ist des Deutschen Vaterland?*

So nenne mir das große Land!

So weit die Deutsche Zunge klingt!

Und Gott vom Himmel Lieder singt,

Das soll es sein!

Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

7) *Das ganze Deutschland soll es sein!*

O Gott vom Himmel sieh darein!

Und gib uns rechten, deutschen Mut,

Daß wir es lieben treu und gut!

Das soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!

Der Dichter Hoffmann von Fallersleben gibt in seinem "Deutschlandlied", das er 1841 auf der damals englischen Insel Helgoland dichtete, dem gleichen Gedanken Ausdruck, wenn er sagt:

Deutschland, Deutschland über alles,

Über alles in der Welt!

Wenn es stets zum Schutz und Trutze

Brüderlich zusammen hält.

Von der Maas bis an die Memel,

Von der Etsch bis an den Belt!

Deutschland, Deutschland über alles,

Über alles in der Welt !

Das "Ganze Deutschland" war das Ideal der Jugend, im besonderen der akademischen Jugend und ihrer Lehrer. Auch Johann Erdmanns beide Söhne Friedrich Wilhelm und Hermann dürften von diesem Schwung nicht unberührt geblieben sein, zumal sie in der turnerischen Vorschule mit Jahn'schen Traditionen deutschnationale Eindrücke empfangen.

Die nie fehlenden Weltverbesserer, Ideologen und Umstürzler machten sich diese nationale Bewegung zu nutze und vermischten sie mit den revolutionären Ideen, die vom Westen ein-gedrungen waren.

Unter diesen Auspizien standen die deutschen Fürsten dem großdeutschen Gedanken ableh-nend gegenüber, weil sie ihren Thron und ihre Eigenständigkeit bedroht sahen. Demagogische Scharfmacher propagierten daher die Entmachtung der Fürsten und die Bildung einer Groß-deutschen Republik. Auch die beiden Brüder Schönbeck werden darüber nachgedacht haben, welche Ursachen Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu ge-horchen, während sie gleichzeitig manche bittre oder geringschätzige Kritik über die Herr-scher hören konnten. Doch diese theoretischen Erwägungen waren sicher nicht stark genug, um das angeborene preußisch-monarchische Gefühl bei den Brüdern auszutilgen, sodaß ihre geschichtlichen Sympathien auf Seiten der Autorität verblieben. Die väterliche Belehrung dürfte hierbei mitgewirkt haben. Man stelle sich vor: Die Fürsten und ihre Regierungen be-seitigt; statt dessen Enthusiasten, Phantasten und Utopisten gemeinsam mit politischen Ge-schäftemachern und notorischen Umstürzern am Ruder eines völkisch und wirtschaftlich vielgestaltigen Staatsgebildes! - Man hätte nur sagen können: "Ärmstes Deutschland!" -

Der Wunsch nach einem Gesamt-Deutschland - nach einem Deutschen Reich - war ohne Zweifel begrüßenswert. Er reifte sogar zu dieser Zeit seiner Erfüllung entgegen; denn es wa-ren Männer an verantwortlichen Stellen am Werk, das Fundament für den Bau eines neuen Reiches zu schaffen. Es galt Wege zu finden, die großen und kleinen deutschen Regenten und ihre Regierungen zu einem Bündnis zusammen zu führen, das innere Rivalitäten und Spannun-gen von vorn herein ausschloß. Um zu diesem Ziele zu kommen, mußten noch manche Hin-dernisse, manchmal sogar mit entschiedener Härte, hinweg geräumt werden.

Die Welle der französischen Februar-Revolution des Jahres 1848 erfaßte im Sturm zunächst die westdeutschen Gebiete mit einem Ideengemisch von Weltbürgertum, Großdeutschen Na-tionalismus, Jakobinertum und Volksherrschaftsgelüsten und erreichte bereits Anfang März 1848 auch Berlin, wo es am 18. und 19. März zu erbitterten Barrikadenkämpfen zwischen den unter einer schwarz-rot-goldenen Fahne marschierenden Auführern und den königlichen Truppen kam. Im ganzen Lande, speziell in der Mark Brandenburg, erhoben sich gegen die

"Revoluzer" die königstreuen Bürger und Bauern. Sie sahen ihren König bedroht (Friedrich Wilhelm IV.), rotteten sich zusammen und marschierten auf Berlin. Sie wurden rechtzeitig durch Truppen aufgehalten und nach Hause geschickt, sodaß ein weiteres Blutvergießen vermieden wurde. Bei den Barrikadenkämpfen waren auf beiden Seiten Verluste zu verzeichnen. Man sprach von den "Märzgefallenen". Friedrich Wilhelm IV., eine romantische Natur, die den Künsten und Wissenschaften zuneigte, war harten Auseinandersetzungen abgeneigt. Es kam daher leider zu einem, für den König recht demütigenden Übereinkommen mit den Aufständischen. Der König hatte auf Verlangen der Aufständischen die Truppen aus Berlin hinausbeordert und sich in den Schutz der Bürgerwache begeben, außerdem mußte er die aufgebahrten Gefallenen der Rebellen in aller Öffentlichkeit durch Entblößen seines Hauptes ehren. - Friedrich Wilhelm Schönbeck, der zu dieser Zeit 28 Jahre alt war, hatte nach dem Besuch des Gymnasiums sein Jahr als "Einjährig Freiwilliger" bei dem preußischen Infanterie-Regiment Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg (brandenburgisches) Nr. 24 in Neuruppin gedient und wurde als Reserve-Offizier bei der drohenden Revolution einberufen. In den kritischen Tagen befand er sich mit seinem Regiment als Eingreifreserve im Zeughaus Unter den Linden zu Berlin. Das Regiment mußte auf Befehl des Königs Berlin verlassen. Der König verlieh allen beteiligten Soldaten später eine Erinnerungsmedaille in Silber am mehrfach senkrecht Schwarz-Weiß gestreiften Bande. Auf der Vorderseite zeigte sie den Kopf Friedrich Wilhelm IV., auf der Rückseite einen Eichenkranz, in dessen Mitte die Widmung geprägt war: "Seinen bis in den Tod getreuen Kriegern".

5. Johann Erdmann als Fluchthelfer Prinz Wilhelms

In die aufregenden Märztage fällt aber auch ein, für meinen Urgroßvater und seine Söhne unvergeßliches Erlebnis: Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, der spätere Prinzregent, König und Kaiser, hatte sich für ein scharfes Vorgehen gegen die Revolutionäre ausgesprochen. Der ganze Zorn der kochenden Volksseele richtete sich gegen den "Kartätschenprinzen". Die nachgiebige Haltung des Königs zwangen den Prinzen daher zur Flucht nach England. Als

Kaufmann Lehmann getarnt, begab er sich auf die abenteuerliche Reise. (Es wurde zu dieser Zeit mit dem Pferdewagen gereist; Eisenbahn war erst im Kommen.) Die Flucht führte über Landstraßen und –wege zunächst nach Hamburg. Hauptchausseen wurden vermieden. Hierbei wurde der Prinz mit dem Halbverdeckwagen meines Urgroßvaters die Strecke von Altruppin bis Perleberg gefahren. Diesmal saß der Prinz als Kutscher auf dem Bock, während mein Ur-großvater Johann Erdmann hinter ihm im Fond saß, als wenn er eine seiner geschäftlichen Reisen ausführte. Der Bezirkskommandeur, welcher in seinem Bereich die Flucht des Prinzen sicher zu stellen hatte, glaubte die Ausführung dieses Auftrages in keine besseren Hände geben zu können, als in die unseres Ahnherrn.

VI. Friedrich Wilhelm Schönbeck und Hermann Schönbeck

Die Söhne von Johann Erdmann, Friedrich Wilhelm und Hermann waren zu dieser Zeit, abge-sehen von militärischer Inanspruchnahme, zu ihrer beruflichen Weiterbildung auswärts tätig. So befand sich Friedrich Wilhelm auf dem Lehnsgut Göricke in der Priegnitz bei seinem spä-teren Schwiegervater Jakob Wilhelm Gottfried Viebig. Nachdem er wieder nach Neuruppin zurückgekehrt und von seinem Vater verantwortlich als Ältester mit der Leitung des Betriebs betraut worden war, holte er sich die Tochter seines Lehrherrn, Emma Auguste Albertine Viebig, als Lebenskameraden. Sie heirateten am 17.10.1852 in Göricke. Die junge Frau war als echtes Landkind aufgewachsen. Schon wenn sie als Kind die Ställe betrat, reckten sich die Häse der Tiere; die Pferde begrüßten sie mit leisem Wiehern; der sonst recht böartige Bulle ließ ein freundliches Brummen vernehmen; die Kälber erwarteten dichtgedrängt ein Strei-cheln des Kopfes, und die Schweine grunzten lockend, um mit einem Stecken auf dem Rüc-ken gekratzt zu werden.

Während der Ernte war "Emmchen" kaum noch im Hause anzutreffen. Sie half auch noch als größeres Schulmädchen - sie besuchte die Höhere Töughterschule in Kyritz, - beim Aufstellen der Mandeln und beim Packen der Garben auf den Erntewagen. - Später als Frau und Mutter war sie der Mittelpunkt der Familie. Ihre vitale Persönlichkeit und ihr Blick für die Notwen-digkeiten der

Gegenwart erheischte Achtung von jedermann und Gehorsam und Ehrfurcht von den Kindern; ihr Mann, dem sie in großer Liebe zugetan war, hörte gern auf ihren klugen Rat. Sie liebte gute Bücher. So waren ihr die deutschen Klassiker vertraut. Schiller, Goethe und Lessing gehörten als Selbstverständlichkeiten zu ihrem Bücherschatz. Vor allem aber liebte sie den humorvollen, plattdeutschen Dichter Fritz Reuter, dessen Werke sie oft und gern ihren Kindern vorlas, wie sie auch selbst die Gabe des faszinierenden Erzählens besaß. -

Johann Erdmann starb am 11.2.1862 im Alter von 70 Jahren. Er wurde auf dem damals neu angelegten Friedhof im Norden des Neuruppiner Stadtgebietes beigesetzt. Seine Frau Dörthe, meine Urgroßmutter, überlebte ihn um 13 Jahre. Die Grabstätte von beiden war mit einem brusthohen Gitter umgeben, an dessen Rückseite zwei gußeiserne Tafeln mit den Namen und den Geburts- und Sterbedaten angebracht waren.

Urgroßmutter Dorothea Sophia verbrachte ihre Witwenjahre in ihrer alten Wohnung, umsorgt von ihren Söhnen Friedrich Wilhelm und Hermann und deren Frauen. Mein Vater, dem sie sehr zugetan war, sprach stets sehr liebevoll und in großer Verehrung von ihr.

1. Politisches Umfeld zur Zeit Friedrich Wilhelm und Hermann Schönbecks

An dieser Stelle muß ich wieder einige geschichtliche Begebenheiten einflechten, welche von Einfluß auf das Leben des preußischen Volkes waren.

Prinz Wilhelm übernahm 1857 anstelle seines, nach einem Schlaganfall geisteskrank gewordenen königlichen Bruders die Regentschaft über das Königreich und trat nach dessen Tode 1861 die Nachfolge als König Wilhelm an. Als Ministerpräsidenten hatte er sich Otto von Bismarck aus dem Hause Schönhausen ausersehen, der ihm über das Grab hinaus ein treuer Vasall und bester Ratgeber sein sollte.

Wenn es auch von 1848 an über 1 1/2 Jahrzehnte ohne blutigen Kampf im Inneren und ohne Krieg abging, so hatte doch die Entwicklung im deutschen Raum dynamische Formen angenommen. Preußens Einfluß verstärkte sich zusehends. Es wurde führend im Norddeutschen Bund, einer Schöpfung Bismarcks, was Österreichs Vorherrschaft starken Abbruch tat.

Im Jahre 1864 trat Preußen dem Herzogtum Schleswig-Holstein bei seinem Konflikt mit Dänemark zur Seite. Es kam zum Kriege, welcher mit der Erstürmung der Düppeler Schanzen und dem Übergang auf die Insel Alsen ein schnelles Ende zu Gunsten Preußens fand. Österreich mißfiel diese Stärkung Preußens und es kam zu schwerwiegenden Differenzen, die 1866 zum Kriege führten, und in welchem Hannover, Bayern und Sachsen zu Österreich standen. Dieser Krieg war ebenfalls kurz aber sehr hart. Die Entscheidung fiel in der Schlacht bei Königgrätz, nachdem die Hannoveraner in einer überaus blutigen Schlacht bei Langensalza und die Bayern in einem weniger heftigen Gefecht bei Kissingen geschlagen worden waren.

Mit dem Sieg über die Donaumonarchie präsentierte sich der Chef des preußischen Generalstabs Helmuth von Moltke der Welt als überragender Stratege. Ich werde zu einem späteren Zeitpunkt auf ihn zurückkommen.

Der König von Hannover, der wegen seiner feindlichen Haltung durch Unterstützung der Österreicher Preußen in den Rücken fiel, mußte abdanken. Das Königreich Hannover wurde preußische Provinz.

An den Kriegen der Jahre 1864 und 1866 war kein Mitglied der engeren Familie aktiv beteiligt. Auch traten bei der Kürze dieser Kriege keine ungünstigen wirtschaftlichen Folgen ein.

Kaum daß die außenpolitischen Wogen sich beruhigt hatten, zog im Westen ein neues Gewitter auf. Wieder war es ein Napoleon Bonaparte, der sich 1848 zum Präsidenten der französischen Republik hatte wählen lassen und vier Jahre später, treu seinem großen Vorbilde, sich durch einen Staatsstreich zum Kaiser ausrufen ließ. Dieser benötigte zur Festigung seines Thrones einen außenpolitischen Effekt.

In der Annahme, daß die Niederlage von Königgrätz (in Österreich nannte man es die Schlacht bei Sadowa) Österreich bei einem französisch-preußischen Konflikt auf seine Seite ziehen würde, forderte Napoleon III. durch eine Briskierung König Wilhelms während eines Kuraufenthaltes in Bad Ems im Juli 1870 Preußen heraus. Der französische Botschafter Graf Benedetti stellte entgegen jeder diplomatischen Gepflogenheit den König auf der Kurpromenade und forderte von ihm, die von dem spanischen Ministerium entschiedene Thronbesteigung durch den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern zu unterbinden.

Ein völkerrechtlicher Vorwand für Frankreich, in die Freiheit der spanischen Königswahl einzugreifen, war schwer zu finden; er wurde seitdem man es in Paris auf den Krieg mit Preußen abgesehen hatte, künstlich gesucht in dem Namen Hohenzollern. Es handelte sich um eine rein spanische Angelegenheit, denn Preußen hatte mit dieser Königswahl nicht das geringste zu tun. Soviel war offenkundig, daß der preußische König kein Recht und auch keine Veranlassung hatte, einem unabhängigen Fürsten, der zufällig ein deutscher war, die Annahme der ihm angetragenen Königskrone zu verwehren.

In Frankreich aber sucht man nach einem Kriegsgrund gegen Preußen, der möglichst frei von national-deutscher Färbung wäre, und glaubte, einen solchen in dem Auftreten eines deutschen Thronprätendenten mit dem Namen Hohenzollern gefunden zu haben. (zur Erläuterung: Das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen lag in Süddeutschland also außerhalb Preußens.

Der beleidigende Charakter der französischen Zumutung wurde verschärft durch die Herausforderungen der französischen Presse und die drohende und verletzende Stellungnahme des französischen Ministeriums. – Ich behandle diesen von Frankreich herufbeschworenen Konflikt ausführlicher, weil ich aufzeigen will, dass Preußen keinesweg der Angreifer gewesen ist, als der es so oft von der Weltpresse, von Historikern, aber später auch von deutschen demokratischen Publizisten – ganz abgesehen von sozialistischen Geschichtsfälschern – hingestellt wird. –

Ministerpräsident Gramont sagte in der Sitzung des französischen Parlaments am 6. Juli 1870: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze....

Dieser Fall wird nicht eintreten, dessen sind wir ganz gewiß..... Sollte es anders kommen, so würden wir..... unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen.“ –

Erbprinz Leopold von Hohenzollern nahm von dem Anerbieten des spanischen Volkes, die Königskrone zu übernehmen, wegen des entstandenen Konfliktes Abstand. Es verblieb die Demütigung des preußischen Königs.

Als zu guter letzt Graf Benedetti von König Wilhelm persönlich forderte, sich für alle Zukunft zu verpflichten, niemals die Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen, verabschiedete dieser ihn wortlos.

Durch diese Verhöhnung Preußens mit dem Schlagwort „La Prusse cane“ – Preußen kneift – in der französischen und der übrigen, nicht deutschen Presse sollte das Vertrauen auf die durch Preußen entwickelte Kraft erschüttert werden und die Anziehungskraft, welche seiner entschlossenen und tapferen Politik innewohnte, zumal sich diese in vernünftigen und ehrlichen Grenzen bewegte.

Mit einem Wort: Der Norddeutsche Bund, dem 22 Staaten nördlich der Mainlinie angehörten, sollte erschüttert werden. Frankreich glaubte, bei einem Kriege wegen einer hohenzollernschen Hausfrage ein isoliertes Preußen leicht überrennen zu können.

Wieder war es die Überschätzung der eigenen militärischen Überlegenheit eines Napoleons und der Unterschätzung der Kräfte und Bündnisverhältnisse diesseits des Rheins.

Der nationale Aufschwung, welcher der französischen Kriegserklärung an Preußen folgte, vergleichbar einem Strome, der die Schleusen bricht, war für Napoleon und seine Politiker eine peinliche Überraschung. Alle, aber ohne Ausnahme alle deutschen Staaten nördlich und südlich des Mains standen spontan in einer Front. Von Nord bis Süd rückten die Truppen nach den Plänen des preußischen Generalstabschefs v. Moltke an den Rhein. Die Stimmung im ganzen deutschen Raum kann nicht besser wieder gegeben werden, als durch das Lied:

„Die Wacht am Rhein“

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,

Wie Schwertgeklirr und Wogenprall!

„Zum Rhein, zum Rhein! Zum deutschen Rhein!“

Wer will des Stromes Hüter sein?“

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,

Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend' zuckt es schnell,

Und aller Augen blitzen hell:

Der Deutsche, bieder, fromm und stark,

Beschirmt die heil'ge Landesmark.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,

Fest steht und treu die Wacht am Rhein!
Er blickt hinauf zu Himmelshöh'n,
Wo Heldenväter niederseh'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust.“
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!
So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!
Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, -
Die Fahnen flattern hoch im Wind.
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Von M. Schneckenburger gedichtet November 1840

Melodie hierzu komponiert von Karl Wilhelm 1854.

Das Lied gibt dem Gefühl der Gefahr Ausdruck, die von dem unruhigen Frankreich her drohte. Und daß dieses Unbehagen berechtigt war, zeigte die Herausforderung Napoleons III. Man lese den Text genau und wird feststellen, daß er keine aggressiven Motive enthält. Der geschickten Diplomatie Bismarcks war es zu verdanken, daß Österreich beim Friedensschluß in Hubertusburg 1866 nicht gedemütigt wurde. Die siegreichen preußischen Truppen, die mit

ihren Spitzen bereits vor Wien standen, durften auf Bismarcks Vorstellungen hin nicht als Sieger in die Hauptstadt des geworfenen Gegners einmarschieren.

Auch stellte Preußen, obgleich es großen Teilen des Volkes unverständlich war, keine territorialen Forderungen. Bismarck hielt weitblickend den militärischen Sieg als ausreichend für die Festigung des Ansehens seines Landes.

So stand Österreich 1870 Gewehr bei Fuß, und seine ehemaligen Verbündeten Bayern und Sachsen standen auf der Seite Preußens.

Die Erinnerung an Napoleon I. und an seine überheblichen Besatzungstruppen, an den „König immer lustig“, den Bruder Napoleons, Jerome, in Westfalen und an die drückenden Kontributionen war bei allen deutschen Stämmen noch zu wach, als daß sie nicht zu dem schockartigen Zusammenrücken wesentlich beitrugen.

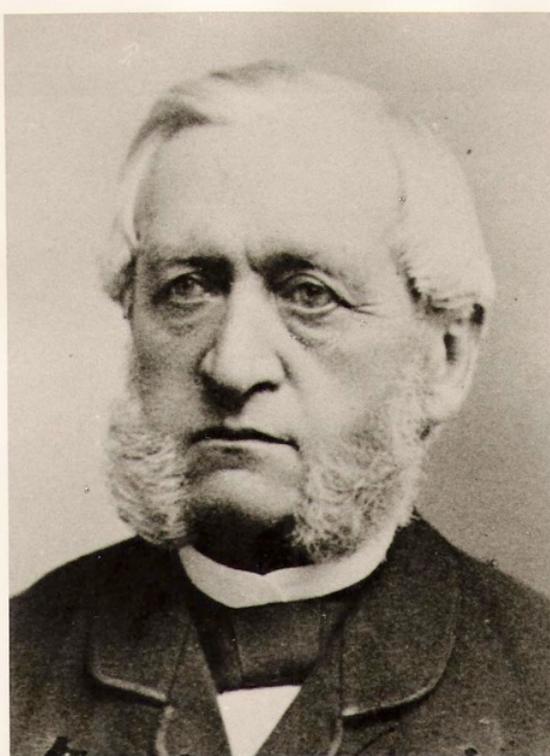
2. Das Leben Friedrich Wilhelm Schönbecks

In der Zeit von 1852 bis zu den Augusttagen des Jahres 1870 waren verschiedene, für die Familie meines Großvaters Friedrich Wilhelm beachtliche Ereignisse eingetreten. So wurde dem jungen Paar im Herbst 1853 ein Sohn geboren, der auf dem Namen Otto getauft wurde. Er starb 12-jährig an Scharlach. 1854 kam ein zweiter Sohn, Emil, zur Welt, und zwei Jahre später, am 7.11.1856 erschien der dritte Sohn Ernst Wilhelm, mein Vater. Es folgte noch ein vierter Sohn, Alfred und 1862 als Nesthäkchen das Töchterlein Agnes.



nach einem Holzschnitt

Friedrich Wilhelm
mit 33 Jahren



Friedrich Wilhelm
mit 68 Jahren
Rathsherr und. vers. d. Forstdeputation



Was war näher liegend, als daß die Jungen mit ihren Schulkameraden jede freie Stunde be-nutzten, um auf dem großen Paradeplatz inmitten der Stadt der Ausbildung der Soldaten bei-zuwohnen und selbst Soldat zu spielen, war doch einst auch ihr Vater Reserve-Offizier des Neuruppiner Infanterie-Regiments. Sie eilten den, vom auswärts gelegenen Exerzierplatz zu-rückkehrenden Bataillonen entgegen und marschierten an der Seite des Spielmannszuges und der Regimentsmusik durch die Straßen der Stadt, und standen begeistert beim abschließenden Vorbeimarsch der Kompanien vor der Hauptwache am Kirchplatz. Ihre Idole waren die Kom-paniechefs hoch zu Ross, der Kapellmeister und nicht zuletzt der zackige Regimentstambour. Seit der Zeit Friedrich Wilhelm I. war Neuruppin Soldatenstadt, und die Bürgerschaft stolz auf ihre Soldaten. Es war mit geringen Ausnahmen für einen Neuruppiner jungen Mann Ehrensache, bei den 24ern freiwillig zu dienen. Wie es nach Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht auch Ehrensache für jeden ehemaligen höheren Schüler war, zu versuchen, Re-serve-Offizier zu werden.

Nun waren die Brüder Schönbeck noch nicht so weit, um an einen der drei genannten Kriege als Soldaten teilzunehmen. Mein Vater Ernst Wilhelm war 1870 gerade 14 Jahre alt. Begeistert erzählte er später von der Empörung über die französische Herausforderung und von der unbeschreiblichen Begeisterung beim Einrücken der Reservisten und dem Auszug des Ruppiner Regiments, sowie von den aufregenden Nachrichten über die unglaublich schnellen Erfolge der vereinigten deutschen Truppen. Seine Brüder und er unterhielten sich gern mit den gefangenen Franzosen, die zu Aufforstungsarbeiten eingesetzt wurden.

3. Erneut: Politisches Umfeld zur Zeit Friedrich Wilhelm und Hermann Schönbecks

3.1. Napoleon III

Die Schläge, welche der französischen Armee versetzt wurden, folgten einander in einem atemberaubenden Tempo. Bereits am 16. und 18. August fiel das Schicksal der Armee des Generals Bazaine. Diesem gelang nicht mehr der Ausbruch aus der Festung Metz. (Ich empfehle an dieser Stelle den Roman „Der Zauberer Muzot“ von Mungenast). In drei blutigen Schlachten – Colombey-Nouilly, Vionville-Mars-la-Tour und Gravelotte-St.Privat – gelang es den Deutschen, die wie Löwen kämpfenden Truppen Bazaines nach Metz zurückzuwerfen und die gewaltige Festung einzuschließen. Am 18. August schloß sich der eiserne Ring um die Stadt, in der nahezu zweihunderttausend Soldaten zusammengedrängt waren. Keines der Ausfallsgefechte Bazaines konnte die fürchterliche Umklammerung sprengen.

Bereits am 2. September kapitulierte der an die belgische Grenze gedrängte Kaiser Napoleon III. mit über hunderttausend Mann in der Festung Sedan. Bei den Schlachten um Metz zeichnete sich die preußische Kavallerie durch todesmutige Attacken und die preußische Garde, im besonderen das erste Garde-Regiment zu Fuß und das Alexander-Garde-Grenadier-Regiment durch zähes Stehvermögen verbunden mit bravourösen Gegenangriffen aus.

Napoleon III. ging in die Gefangenschaft, wo ihm das Schloß Wilhelmhöhe als Wohnsitz zugewiesen wurde. Er und sein überheblicher Klüngel erhielten somit die Quittung für ihren sträflichen Übermut, mit dem sie einen Krieg heraufbeschworen hatten.

Bismarck krönte sein Meisterwerk mit der Proklamierung seines Königs und Herren zum deutschen Kaiser durch die versammelten deutschen Fürsten am 13. Januar 1871 im Spiegel-saal zu Versailles. Nach zum Teil recht schwierigen Verhandlungen war es Bismarck gelungen, den Norddeutschen Bund mit dem Süddeutschen Bund zum neuen Deutschen Reich zusammenzuschließen.

Frankreich ist seitdem wieder Republik, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

3.2. Das Kaiserreich

Die Reichsgründung hatte einen wirtschaftlichen Aufschwung ungekannten Ausmaßes im Gefolge. Er ist vergleichbar mit der wirtschaftlichen Erholung und dem Aufstieg in der Bundesrepublik Deutschland nach der Währungsreform 1948.

Die Bodenpreise in den Groß- und Mittelstädten erreichten schwindelhafte Höhe. Aber auch kleinere Orte blieben von dieser Konjunktur nicht unberührt. Bauern, deren Ländereien um die Städte herumlagen, wurden über Nacht Millionäre, desgleichen weitblickende Bodenspekulanten.

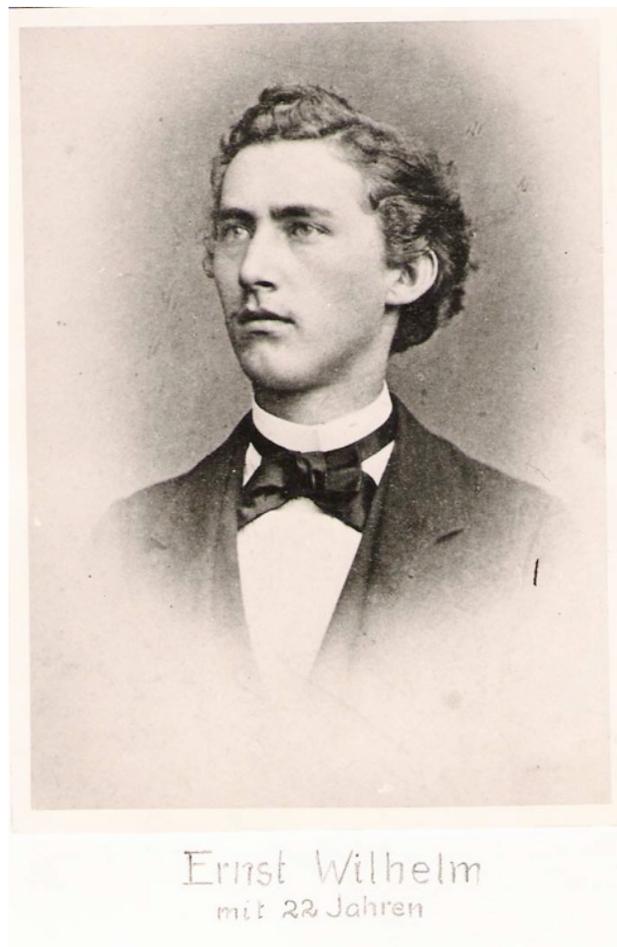
Mit dem steigenden Bedarf vermehrte und vergrößerte sich die Industrie aller Sparten. Das Eisenbahnnetz mußte mit Hochdruck über das ganze Land ausgebaut werden, um den Industriebedarf heranzuschaffen und die Fertigungsfabrikate den Verbrauchsgebieten zuzuführen. Ebenso stieg der Bedarf an Seeschiffen aller Größen.

Die seßhaften Menschen wurden durch die schnelleren Verkehrsmittel beweglicher. Handel und Wandel florierten. Aber auch Löhne und Preise blieben nicht unberührt vom Gesetz des Angebotes und der Nachfrage.

VII. Emil Schönbeck und Ernst Wilhelm Schönbeck

1. Lehrjahre in Bayern

Friedrich Wilhelms Söhne, Emil und Ernst Wilhelm, dienten nach Absolvierung des humanistischen Gymnasiums zunächst als Einjährig-Freiwillige 1872/73 bzw. 1874/75 bei den 24ern.



Emil ging dann als Praktikant in eine größere auswärtige Brauerei. Ernst Wilhelm besuchte 1875 die landwirtschaftliche Schule mit Lehrgut in Freising/Oberbayern, anschließend die Versuchs-

und Lehrbrauerei im benachbarten Weihenstephan, welche er mit dem Prüfungsergebnis summa cum laude verließ.

Ein älterer japanischer Brauereifachmann, der das Lehrjahr mit Ernst Wilhelm zusammen absolvierte, machte ihm ein Angebot für eine leitende Stellung in einer Großbrauerei in To-kio. Auf Bitte seiner Mutter, welcher die Annahme dieses Angebotes als ein Abschied fürs Leben erschien, nahm er schweren Herzens hiervon Abstand.

Diese Zeit in Freising gehörte wohl mit zu den schönsten Jugenderinnerungen meines Vaters. In Bayern regierte Ludwig II., ein Schöngestirne und Romantiker, wie es ihn im deutschen Raum kaum ein zweites Mal auf dem Throne gegeben haben wird. Seine Prachtschlösser geben heute noch hiervon Kunde. Selbst hochmusikalisch war er ein Förderer der Oper und Mäcen von Opernkomponisten. So war er ein Freund Richard Wagners und ausschlaggebend für den Durchbruch dieses Meisters zur vollen Größe. Was war näher liegend, als daß die studentische Jugend voller Begeisterung zu diesem Fürsten aufsah. Als äußeres Zeichen der Verehrung trug der gebildete junge Mann die Haartracht seines Idols (genau wie heute auch). So auch mein Vater, wie es auf dem Bilde zu sehen ist.

2. Ausbau der Brauerei und Bau der Villa in Neuruppin

Die Gebrüder Schönbeck sen., Friedrich Wilhelm und sein Bruder Hermann, folgten dem Zuge der Zeit. Die Brauerei florierte und war ohne wesentliche Erweiterungen den Anforderungen nicht mehr gewachsen. So bauten sie vor dem Rheinsberger Tor an der Straße nach Altruppin auf eigenem Terrain eine moderne Brauerei auf, wobei Sohn und Neffe Ernst Wilhelm seine, in Weihenstephan erworbenen Kenntnisse bestens zur Geltung bringen konnte. 1878 stand die umfangreiche Anlage. Als Fabrik-Komplex hatte das Grundstück einen ausgesprochen freundlichen Charakter. Eine dichte Buchenhecke diente als Umfriedung. Vor dem Hauptgebäude mit dem überragenden Mittelbau der Mälzerei mit dem markanten Darrschornstein befand sich eine Grünfläche mit Baumgruppen und ein langgestreckter Gemüsegarten (In späteren Jahren hatte ich als kleinerer Junge besonderes Gefallen an den langen Spargelbeeten).

Zur der zur Stadt hin gelegenen Seite des Brauereigebäudes befand sich ein parkarti-ger Garten mit einem Fischteich. In diesem Garten ließ sich mein Großvater Friedrich Wilhelm 1889 eine Villa bauen. Auf der anderen Seite, in Richtung auf Altruppin, lag die sogenannte Koppel. Es war eine Grünfläche für die Pferde an Ruhetagen und für die Fohlen. Die hintere Seite der Koppel wurde durch einen großen rechteckigen Teich für Eisgewinnung abgeschlossen.

Durch die Länge der Koppel zog sich ein Fichtenweg, der vor einem hochaufgerichteten, gro-ßen Findling endete, an dessen Frontseite eine großeiserne Tafel befestigt war mit der In-schrift:

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot!

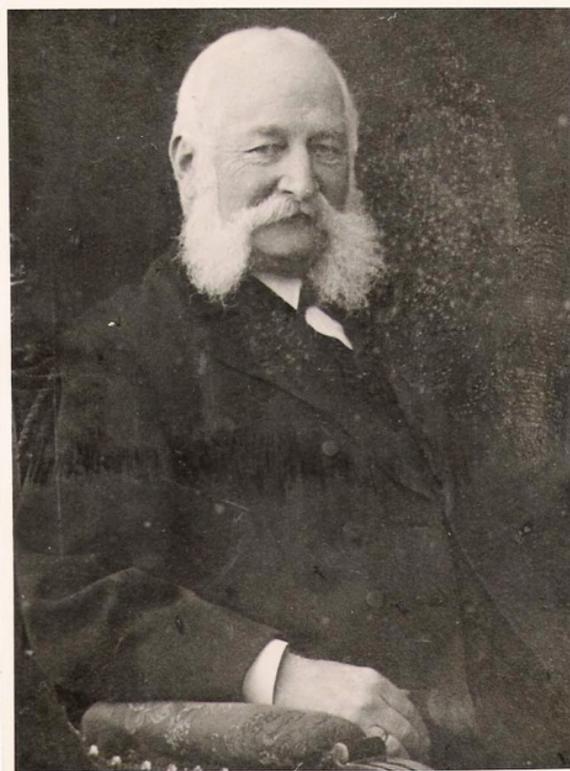
Arbeit ist Leben, Stillstand ist Tod!

Auf der Rückfront wurde das Brauereigelände abgeschlossen durch den langgestreckten Eis-keller – er mag eine Deckenfläche von 60m x 20m bemessen haben. Das Dach war flach und mit Boden abgedeckt. Zur Beschattung war diese Fläche mit blauem und weißem Flieder be-pflanzt, im Lenz ein betäubend duftendes Blütenmeer. In der Familie wurde dieses Flieder-dach als „Fliederberg“ bezeichnet.

Die ebenfalls an der Rückfront gelegenen Stallungen und die hintere Seite des Gartens grenz-ten an die Chaussee von Neuruppin nach Wittenstock. In diesem langen Stallgebäude waren untergebracht der Brauereistall, der Kutsch- und Reitstall und die Wagenremise mit den ver-schiedensten Fahrzeugen. Da wäre zunächst der „Landauer“, ein viersitziger, mit dunkel-blauem Tuch ausgeschlagener Kutschwagen, der geschlossen oder offen gefahren werden konnte; ihn zeichnete ein hoher Kutschbock aus, von dem der Kutscher einen guten, freien Blick auf die Straße hatte. Dann war da eine „Viktoria“ (benannt nach der englischen Köni-gin), ein Halbverdeckwagen für zwei Personen und einem Notsitz, ebenfalls mit höherem Bock; weiterhin ein Jagdwagen, ein einspänniger Selbstfahrer und zum Schluß ein Pony-Korbwagen.



Elisabeth Henriette Dorothea Ebell (I)
mit 47 Jahren



Ludwig Carl Ernst Christian Ebell
Königlicher Kommerzienrat
20. 4. 1836 – 44. 5. 1899

Vor dem Stall lag der Wirtschaftshof, der in den Brauereihof überging. Schmalseite des Eiskellers, Stallgebäude und eine Klinker-Gittermauer mit Ausfahrt aus dem Hausgarten bildeten, wie bereits gesagt, die Rückseite des Grundstückes an der Wittstocker Straße. Auf der anderen Seite dieser Straße lag das Scheunenviertel, das 1897 durch einen Großbrand vernichtet wurde.

Es war naheliegend, daß die Landwirtschaft durch die Brauerei ins Hintertreffen kam und mit den Jahren bis auf die Flächen für den Eigenbedarf an Brot- und Futtergetreide, Heu und Kartoffeln eingeschränkt wurde. Ein beachtlicher Teil der Ländereien wurde verkauft und fand Verwertung als Exerzierplatz für die Truppe, als Obstplantage und Baugelände.

Kurz nach Inbetriebnahme der neuen Brauerei starb Hermann Schönbeck kinderlos. So übertrug mein Großvater Friedrich Wilhelm seinem ältesten Sohne Emil die technische Leitung der neuen Brauerei, während mein Vater, Ernst Wilhelm, die Leitung der alten Brauerei in der Stadt für die Herstellung eines Spezialbieres, „Deutscher Porter“, erhielt, aber auch die kaufmännische Leitung über den Gesamtbetrieb übertragen bekam, einschließlich der Landwirtschaft. Der Deutsche Porter war ein herrliches, schwarzes Bier, ähnlich dem englischen Porter, nur durch Flaschengärung nicht so dickflüssig und schal wie dieser. Einige der großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften führten dieses Spezialbier an Bord ihrer Schiffe, und in deutschen Häusern in Übersee, so u.a. bei dem kaiserlichen Generalkonsul Gabriel in Batavia (heute Jakarta) wurde es den Gästen kredenzt.

3. Ernst Wilhelm Schönbeck

3.1. Die Ehe mit Elisabeth Ebell

Mein Vater heiratete am 12.06.1884 die 19jährige Tochter Elisabeth, Henriette, Dorothea des königlichen Kommerzienrats Ludwig Karl Ernst Christian Ebell und seiner Ehefrau Elise Henriette, geb. Löbbbecke, in Neuruppin. Es war eine Verbindung zwischen den angesehensten Familien der Stadt. Die Väter des jungen Paares waren, genau wie deren Vorfahren, an der Entwicklung der Stadt und an deren Aufblühen maßgeblich beteiligt. Beide waren sie Vorsitzende von Stadtdeputationen; mein Großvater väterlicherseits bis Mitte der Achtziger Jahre der Deputation für Forsten und Wege (die Stadt Neuruppin besaß umfangreiche Waldungen), nach seinem Ausscheiden wegen vorgeschrittenen Alters folgte ihm mein Großvater mütterlicherseits auf diesen Posten nach. In der damaligen Zeit galt es als Ehrenpflicht, sich seiner Heimatstadt unentgeltlich zur Verfügung zu stellen und über die Geschicke der Stadt mit zu beschließen. Neben dem besoldeten Bürgermeister gab es nur noch einen besoldeten Stadtsekretär und einen besoldeten Stadtrat, dem die Kämmerei unterstand, sowie einige Schreiber und Boten, abgesehen von der besoldeten Stadtpolizei.

Die Stadt Neuruppin dankte meinem Großvater Schönbeck für seinen freiwilligen und selbstlosen Einsatz um das Wohlergehen der Bürgerschaft durch die Verleihung des Titels „Stadtrat“ ehrenhalber.



3.2. Die Familie Ebell

Mein Großvater Louis (Ludwig) Ebell war Meister vom Stuhl der Loge zu den drei Weltkugeln. (Preußische Landesloge). Schon zur Zeit König Friedrich Wilhelm I. gab es in allen preußischen Städten (aber auch in den Städten ganz Westeuropas) Freimaurerlogen. Es gehörte zum guten Ton, diesen anzugehören, zumal die preußischen Könige Mitglieder der Logen waren. (Die weltweiten Beziehungen der Logen waren für Großkaufleute und Industrielle von unschätzbarem Wert.) Vielleicht gelingt es mir noch als Anhang zu dieser Chronik eine kurze Abhandlung über den Sinn und Wert dieser Institution beizufügen. Angehörige des Landvolkes waren nicht in den Logen zu finden.

Mein Vater, dessen Vater und Urväter nicht der Loge angehört hatten, sah sich als junger Freiersmann genötigt, erst einmal „Logenbruder“ zu werden, um von dem großmächtigen Logenmann die Hand der Tochter erbitten zu können. –

Der Stammbaum der Familie Ebell geht zurück bis zum Jahre 1560, in dem erstmals die Geburt von Jörg Ebell im Kirchenbuch der Pfarrkirche zu Perleberg vermerkt ist.

Der Ebellsche Stammbaum wurde von Max Ebell, seines Zeichens königlich preußischer Oberleutnant, in mühevoller Arbeit zusammengestellt und im Jahre 1906 abgeschlossen. Ich besaß ein Exemplar dieses Stammbaumes, das von dem Maler Richter-Rheinsberg nach den Angaben des Forschers entworfen und gezeichnet worden war. Während des letzten Krieges hatte ich dieses wertvolle Stück, das eingerahmt eine Breite von zwei Metern hatte, wegen Bombengefahr aus unserer breslauer Wohnung nach Neisse mitgenommen, wo ich von 1942 an Kommandeur des Wehrbezirks und Standortältester war. Dort ist er verblieben.

In der Familiengeschichte zum Ebell'schen Stammbaum gibt Max Ebell eine Aufschlüsselung nach Ständen seit 1560. Ich führe im Folgenden diese Stände auf ohne Namensnennung:

3 Ärzte

8 höhere Beamte

1 Astronom

1 Buchhändler

1 Konditor

30 Zunft- bzw. Handwerksmeister

1 Ingenieur

3 Juristen

11 Kaufleute, darunter 1 königl. Kommerzienrat

1 Lehrer

5 Landwirte, darunter 1 Ackerbürger, 3 Gutsbesitzer,

1 Rittergutsbesitzer u. Amtmann

1 Kunstmaler

3 Mühlenbesitzer

- 1 Musikdirektor u. Komponist
- 1 Theaterdirektor u. Komponist
- 1 Offizier
- 1 Prediger
- 2 Apotheker
- 31 Tuchmacher u. Tuchfabrikanten, darunter 1 königlicher Kommerzienrat

Das Schwergewicht lag demnach bei den Tuchfabrikanten und bei den Kaufleuten. Von ersteren war der bedeutendste mein Großvater Ludwig Karl Ernst Christian Ebell, bei letzteren Karl Heinrich Gustav Ebell, der gleichfalls königl. Kommerzienrat war. Sein Hauptgebiet war der Import von australischer Wolle nach England und dem europäischen Kontinent.

Meine Großmutter Ebell war eine geborene Löbbbecke aus Hückeswagen in der Nähe von Remscheid. Ihr Vater besaß dort eine renommierte Tuchweberei, in welcher ihr späterer Ehemann als Praktikant lernte. Es ist ja naheliegend, daß ein junger Mann, der in der Familie seines Lehrherrn Aufnahme findet, muß hat, die Charaktereigenschaften und Werte einer Tochter des Hauses kennen zu lernen.

3.3. Über Elise Henriette Ebell, die Schwiegermutter von Ernst Wilhelm Schönbeck

Auf jeden Fall ist mein Großvater Ebell mit der Wahl seiner Lebensgefährtin nicht schlecht gefahren. Meine Großmutter war bestimmt keine Schönheit, aber dafür war sie eine großartige Frau und Mutter mit rheinischem Humor und westfälischer Standhaftigkeit. Überdies war sie von großer Herzengüte und besaß die Gabe, Menschen ins Herz zu sehen. Unaufrichtigkeit und Lügen hatten vor ihr keinen Bestand. Und alle diese wertvollen Eigenschaften besaß auch ihre Tochter Elisabeth, meine Mutter.

3.4. Das Kennenlernen von Ernst Wilhelm Schönbeck und Elisabeth Ebell

Mein Vater kannte sie schon von Jugend auf. Er und seine Brüder warteten auf den Winter, der ihnen die einzige Gelegenheit bot, mit den „höheren Töchtern“ beim Schlittschuhlaufen auf dem Ruppiner See leichte Hand- und Tuchführung zu bekommen, denn beim „Holländern“ faßte man sich bekannterweise über Kreuz an. Auch konnte man sich dem lauschenden Ohr der Mutter oder der chapronierenden Tante schnell einmal durch kühne Bogen entziehen.

Es imponierte den Brüdern, die zur Sparsamkeit erzogen wurden und nur ein kleines Ta-schengeld erhielten, daß die beiden Ebelltöchter beim Kauf eines Glases Tee oder Punsch, vielleicht auch eines berliner Pfannkuchens an der Eisbude ein Goldstück zückten. – Im Sommer war ein Sichtreffen nicht gegeben, höchstens ein Sichsehen. Aber zwischen meinem Vater und meiner Mutter bestand doch so etwas wie eine Jugendliebe. –

Charakteristisch für die Zeit war – und zwar bereits nach 1815 – daß Reserve-Offiziere zu ihrer Hochzeit die Uniform ihres Regiments trugen. Die Genehmigung hierzu erteilte jeweils der zuständige Bezirkskommandeur. So trug auch mein Vater an seinem Hochzeitstage Uniform. In der standesamtlichen Heiratsurkunde wurde er bezeichnet als „königlich preußischer Secondelieutenant der Reserve“.

4. Historisches über das preußische Offizierskorps

Es erscheint mir angebracht an dieser Stelle über die Entwicklung und Bedeutung des preußischen Offizierskorps einiges zu sagen, da durch die Diffamierungen des Soldaten und insbesondere des Offiziers nach dem ersten und dem zweiten Weltkriege von Seiten politisch interessierter Kreise der Nachwelt ein Zerrbild dieses s. Zt. „ersten Standes im Staate“ gegeben wird. –

Der Große Kurfürst (1640 – 1688) wurde der Begründer des stehenden Heeres in Preußen. Bald nach seinem Regierungsantritt ließ er alle Regimenter auf seinen Namen vereidigen, und der Titel „Obrist“ wurde ein von ihm allein verliehener Dienstgrad. Später ging auch das Recht der Ernennung aller übrigen Offiziere auf den Landesherrn über, nachdem schon 1672 eine Offiziersbestellung von seiner Bestätigung abhängig war. Die Offiziere, deren Ersatz und

sorgfältige Ausbildung der Kurfürst sich vor allem angelegen sein ließ, nahm er möglichst aus den Reihen der Einheimischen.

Die Stellung des Königs Friedrich I. (1688-1713) befestigte sich dem Offizierkorps gegenüber mehr und mehr. Zwischen Adel und Bürgertum wurde zunächst grundsätzlich kein Unterschied gemacht, nur die Leistung entschied das Vorwärtskommen; der König hielt „Meriten und andere Raisons“ nicht das Alter für ausschlaggebend bei Beförderungen. Bürgerliche Offiziere, die zu höheren Kommandeurstellen aufgerückt waren, wurden bis zum Ende der Kaiserzeit (1918) in den erblichen Adelsstand erhoben (Schwertadel). Der Feldmarschall des Großen Kurfürsten, Georg Reichsfreiherr von Derfflinger, der bekannteste Reiterführer seiner Zeit, war, bevor er kurfürstlicher Soldat wurde, Schneidergeselle. Dies nur als eines der zahlreichen Beispiele.

Unter Friedrich Wilhelm I. erhielt das preußische Offizierkorps sein besonderes Gesicht. Der Adel wurde stark bevorzugt. Weitgehende Verordnungen regelten Leben und Haltung jedes einzelnen; strenge, 1726 erlassene Disziplinarbestimmungen hatten die Standesehre zu schützen. Der Uniformzwang setzte sich durch, seit der König von 1723 ab selbst nur noch Uniform trug und es besonders für den Offizier zur Ehre wurde, in des „Königs Rock“ zu gehen. – Abzeichen des Offiziers waren die silberne Degenschärpe samt Portepee, der Ringkragen (als Symbol für die einst ritterliche Rüstung) und goldene Tressen und Stickereien am Rock, das Sponton (ehemals Hellebarde, nur in eleganterer Form) sowie der mit einer Silbertrödel versehene Stock. Der Entzug des Portepees und der Schärpe war gleichbedeutend mit der Ausstoßung aus dem Offizierkorps. Der Verlust des Degens mit Portepee durch Unachtsamkeit oder durch Fortnahme hatte ein ehrengerichtliches Verfahren zur Folge. Deshalb durfte der Offizier bis 1918 in der Öffentlichkeit, d.h. also auch in Restaurants den Degen bzw. den Säbel nicht ablegen. Dies war nur in geschlossener Gesellschaft gestattet.

So wie die Offiziere, so war auch die Truppe.

Der Große König schreibt selbst in den „General-Prinzipien“ über die preußische Armee:

„...In einem Lande, wo der Militair-Stand der vornehmste ist, wo der beste Adel in der Armee dient, wo die Officiers Leuthe von Naissance, und selbst die Söhne derer Bürger und derer Bauern, Soldanten seynd, da kann man sich versichert halten, dass bey dermaßen eingerichteten Truppen ein point d'honneur seyn müsse. Auch ist solches wirklich groß unter ihnen, denn Ich

habe selbst gesehen, daß Officiers lieber auf der Stelle bleiben, als zurück weichen wollen; zu geschweigen, dass selbst gemeine Soldaten diejenigen nicht unter sich leiden wollen, welche einige Schwachheit blicken lassen, die man bey anderen Armeen gewiß nicht releviert haben würde.“

Über fast drei Jahrhunderte hinweg war die Armee erfüllt vom alten brandenburg-preußischen Geist, sein Offizierskorps, in das mehr und mehr nach 1870 das zu größerer Bedeutung er-wachsende bürgerliche Element Aufnahme fand, war bei oft wenig günstigen äußeren Le-bensbedingungen auch weiterhin von der hohen Ehr- und Berufsauffassung beseelt, wie sie eben in der preußischen Tradition begründet lag. Die Ausbildung der Reserveoffiziere trug dazu bei, diese Tradition in weitere Kreise des Volkes zu tragen. Der strenge Ehrencodex galt im gleichen Maße für den Reserveoffizier. Berufliche Verfehlungen zogen ein Ehrenverfahren durch den Ehrenrat des Offizierkorps nach sich, das den schlichten Abschied zur Folge haben konnte. Gewagten geschäftlichen Manipulationen wurde hierdurch vorgebeugt, denn der Verlust der Uniform hatte in jedem Falle die gesellschaftliche Ächtung zur Folge.

Auch bei der Wahl seiner zukünftigen Frau durfte der Reserveoffizier die Auffassungen des Offizierkorps nicht außer Betracht lassen. Es mag manchem jungen Mann heutzutage als eine unglaubliche, barbarische Einmischung in die private Sphäre erscheinen. Trotzdem waren diese selbstverständlichen Rücksichten auf den S t a n d besser, als die „Freizügigkeit“ der heutigen Zeit.

Auch der höhere Beamte legte Wert darauf, Reserveoffizier zu werden. Selbst als höchster Beamter des Reiches trug Bismarck bei offiziellen Anlässen die Uniform eines Obersten des Kürassier-Regiments von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7 (Garnison Halberstadt). Die Offi-ziere der königlich preußischen Armee, sowie auch nach 1870 die Offiziere der anderen deut-schen Bundesstaaten, repräsentierten den ersten Stand. Der zum Leutnant ernannte Fähnrich wurde mit der Aushändigung des vom König von Preußen unterzeichneten und mit dem Sie-geldruck des preußischen Königwappens versehenen Offizierpatentes hoffähig, d.h. er durfte an bestimmten Feierlichkeiten bzw. Festen am königlichen Hof teilnehmen. Dies galt auch für Reserveoffiziere. – Ein Ereignis, das s. Zt. Aufsehen erregte, zeigte augenfällig, welche Stel-lung

der Offizier, ohne Ausnahme, innehatte. Ein zur Kriegsakademie in Berlin kommandierter Oberleutnant Schmidt nahm an einer Festlichkeit im königlichen Schloß teil. Am kalten Büffett trat er versehentlich dem Botschafter einer Großmacht auf den Fuß. Dieser war hierüber sehr ungehalten und betitelte den Offizier mit „Flegel“. Oberleutnant Schmidt verließ sofort die Festlichkeit und begab sich zu später Stunde zum Kommandeur der Kriegsakademie in dessen Privatwohnung, um ihm zu melden, daß er die Absicht habe, den Botschafter wegen Verletzung seiner Ehre zum Duell zu fordern. Der Kommandeur der Akademie suchte nunmehr den Chef des Militärkabinettes auf, um ihm die Absicht des Oberleutnant Schmidt mitzuteilen. Am nächsten Morgen meldete dieser dem Kaiser u. König Wilhelm I. den Vorgang. Der Kaiser billigte nicht nur das Verhalten des Oberleutnants, sondern erklärte, daß ein Offizier garnicht anders hätte handeln dürfen. Er entsandte seinen Generaladjutanten zu dem Botschafter und forderte durch diesen Genugtuung für die, dem Oberleutnant Schmidt zugefügte Ehrenkränkung. Dem Botschafter blieb nichts anderes übrig, als sich bei dem Oberleutnant Schmidt persönlich zu entschuldigen.

Offizier sein hieß nicht einen Beruf auszuüben, sondern einem Stand anzugehören. Dies ist der eklatante Unterschied zwischen dem Offizier vor 1918 und dem heutigen Staatsbürger in Uniform, der eben diese Uniform mehr oder weniger als Monteuranzug betrachtet.

Vielleicht gelingt es einer starken Bundesregierung und charakterfesten, zielbewußten, führenden Offizieren der Bundeswehr dem Soldatenberuf wieder ein Ethos zu geben, ohne welches eine Wehr als Schirm und Schutz des Landes und seiner Bevölkerung ihre Aufgabe nicht erfüllen kann.

Dieses Expose möge dazu dienen, dem Leser die Sphäre der geschilderten Zeit verständlich zu machen.

VIII . Ludwig Wilhelm Schönbeck (1888 -

Doch nun zurück zu meinen Eltern.

Im Juli 1885 wurde meine Schwester Emma geboren. Ihr folgte im November 1887 meine Schwester Elisabeth und ein Jahr später, am 16. November 1882, kam ich als der erwartete männliche Sproß zur Welt. Meine Großeltern Schönbeck sollte ich nicht mehr kennen lernen. Mein Großvater Friedrich Wilhelm starb am 6.3.1890 im Alter von 69 Jahren, und meine Großmutter Emma Augusta Albertine folgte ihm 1 1/2 Jahre später am 22.9.1891 im Alter von 59 Jahren. Ihr Begräbnisplatz befindet sich, wie bereits gesagt, auf dem sogenannten neuen Kirchhof in Neuruppin.

1. Der frühe Tod der Mutter Elisabeth Henriette Dorothea Schönbeck (geb. Ebell)

Aber auch an meine Mutter habe ich keine Erinnerung, außer an den Augenblick ihrer Abfahrt an der Seite meines Vaters mit der zweispännigen Viktoria zum Ruppiner Bahnhof Anfang Mai 1892 – Mutter litt bereits längere Zeit an heftigem Hu-sten und sollte zu einer Kur nach Bald Salzbrunn in Schlesien, wohin sie von meiner Groß-mutter Ebell begleitet wurde. Vom Kindermädchen gehalten, sah ich vom Fenster im ersten Stock hinab auf den abfahrenden Wagen. Mutter schaute lachend und winkend hinauf. Dann entschwand der Wagen meinen Blicken.

Im Begriff nach beendeter Kur abzureisen – meine Mutter legte noch gerade kleine Ge-schenke für uns Kinder in ihren Handkoffer – setzte ein Blutsturz ihrem jungen Leben ein Ende. So zerbrach ein großes Glück. Mein Vater hat schwer an diesem Verlust getragen.

2. Einzug in die Villa in Neuruppin

Zu dieser Zeit wechselten auch mein Vater und sein Bruder Emil die Wohnungen. Wir zogen hinaus in die Villa bei der Brauerei, während mein Onkel Emil in ein eigenes Haus in die Stadt zog.

3. Onkel Emil Schönbeck und dessen Familie

Er war leidend und mußte seine Tätigkeit aufgeben. Onkel Emil war mit einem Fräulein Steinmann, Tochter eines bekannten Pharmazeuten verheiratet. Dieser Ehe entstammten vier Kinder. Die älteste Tochter Else war später verheiratet mit dem Potsdamer Lungenspezialist Rudolph Gruner. Aus dieser Ehe gab es drei Töchter, bildschöne Mädels. Sie heirateten sehr früh, einen Graf v. Hertzberg, einen Kavallerieoffizier Riebel (er fiel bei Sta-lingrad) und einen Panzeroffizier Crone.

Die zweite Tochter Charlotte heiratete einen Großkaufmann und Bankier Hermann Knöllner, und nachdem dieser als Batteriechef im Ersten Weltkriege gefallen war, den Kavallerieoffizier Werner Schulze. Der ersten Ehe entstammten zwei Töchter, von denen die jüngere kurz nach dem zweiten Kriege starb. Die ältere, Ulla, ist verheiratet mit dem Kaufmann Alfred Durieu in Hamburg. Der älteste Sohn, mein Vetter Hermann, mit dem ich mich wie ein Bruder stand, war kinderlos verheiratet. Er war vom königlichen Kadettenkorps als Fähnrich einem Infanterie-Regiment zugeteilt worden. Er war ein prachtvoller Offizier. Seiner soldatischen und menschlichen Qualitäten wegen, wurde er trotz einer schweren Kriegsbeschädigung, einem Lungenschuß, als Kompaniechef beim Wachregiment der jungen Reichswehr 1920 in Berlin angestellt. Er starb nach dem Einmarsch seines Bataillons in Trier bei der Rheinlandbesetzung 1936 an einer Lungenentzündung. In Trier wurde seiner Zeit eine Straße nach ihm benannt. Der zweite Sohn Ernst wurde Kaufmann. Wegen seiner politischen Einstellung entfremdete er sich der Familie, so daß ich ihn aus den Augen verlor.

4. Die Mutterlose Zeit und die Stiefmutter Anna Marie Pauline Schönbeck (geb. Briet)

Für uns drei Geschwister begann eine wechselvolle Zeit. Es traten nach einander drei Hausdamen in Erscheinung. Keine war geeignet. Es war eine mutterlose, eine schreckliche Zeit. Als Vater im Sommer 1894 zur Kur in Bad Ems weilte, traf er dort eine Jugendfreundin meiner Mutter, die junge Witwe des verstorbenen Berliner Kaffee-Importeurs Otto Schoening, Anna, geb. Briet (sprich: Brié). Sie entstammte einer französischen Hugenottenfamilie. Ihr Vater war Privatgelehrter.



ANNA
MARIE, PAULINE BRIET.
12.2.1865 — 23.12.1925



Annemarie Elisabeth Emma.

Die Hugenotten waren französische Protestanten, vorwiegend Calvinisten, da die Reformation von Genf her nach Frankreich kam und hier besonders beim Adel und dem höheren Bürgertum Anhänger fand. Das katholische französische Königstum trat den Hugenotten entgegen. 1562 begann der erste der acht Hugenottenkriege mit dem Blutbad in Vassy. Bis zur Ermordung der Hugenottenführer auf der Pariser Bluthochzeit, der „Bartholomäusnacht“ 1572 stand der Kampf unentschieden; seitdem wurden die Hugenotten immer stärker zurückgedrängt. Durch das Edikt von Nantes 1598 gewährte ihnen König Heinrich IV. Glaubensfreiheit und 200 Sicherheitsplätze. Aber Ludwig XIV. hob das Edikt 1685 auf; etwa 250.000 Hugenotten gelang die Flucht ins Ausland. Man nannte sie „réfugiés“. In Brandenburg wurden Tausende vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aufgenommen. In Berlin bildeten die Hugenotten eine starke französische Kolonie. Diese bestand bis in die Jahre vor dem Zweiten Weltkriege. So gab es dort die französische Kirche auf dem Gendarmenmarkt, das französische Gymnasium und andere Institutionen, so auch den französischen Kirchhof.

Mein Vater hatte Anna Briet bei ihren Besuchen als junges Mädchen im Ebellschen Hause in Neuruppin kennengelernt. Nach Jahren trafen sie sich – beide noch unter dem Eindruck des plötzlichen Todes ihrer Lebensgefährten stehend – auf der berühmten Kurpromenade von Ems wieder. Diesem Wiedersehen folgten verschiedene Treffen in Berlin im Hause der verheirateten Schwester und bei meinen Großeltern Ebell in Neuruppin. Im Dezember 1894 heirateten beide.

5. Bei der Stiefmutter Anna Briet in Berlin

Während der Verlobungszeit war ich als noch nicht Schulpflichtiger wochenlang Gast bei meiner zukünftigen zweiten Mutter in Berlin, im Hause der Firma Otto Schoening am Alexanderplatz. Die Wohnung lag im zweiten Stockwerk. Man hatte einen herrlichen Blick auf das Getümmel auf dem Platz, dem Zentrum der Metropole, eben „Berlin C“. Auf der einen Platzseite, der westlichen, war die Endstation der Pferdebahn. Stundenlang konnte ich dem Wechsel der Pferdegespanne zuschauen. Die einspännigen Bahnen wurden von kurzgedrungenen Pferden gezogen, Typ

Ermländer; die Doppelgespanne gehörten einem leichteren Schlage an. Genauso war die Anspannung bei den Omnibussen und bei der Post. Es war ein pausenloses Heran- und Abrollen der Bahnen und Vorbeifahren von Omnibussen und Droschken. Es gab Droschken I. und II. Klasse. Alle einspännig. Diese Wagen hatten Coupéform. Bei der II. Klasse war auf dem Wagenverdeck ein Haltegitter für Gepäck vorhanden. Äußerlich war die I. Klasse erkenntlich an einem silbernen breiten Band um den schwarzen Lackzylinder des Kutschers, während die Droschkenkutscher der II. Klasse ein goldenes Band um den Zylinder trugen. Dazu kamen die neu eingeführten Taxameter (Pferdedroschken), Halbverdeckwagen, die bei trockenem Wetter offen gefahren wurden. Sie besaßen eine Kilometeruhr mit Fahrpreisanzeiger. Die Kutscher trugen einen weißen Lackzylinder. All dies beeindruckte mich sehr. Zu dieser Zeit stellte man auch die Schutzpatronin Berlins, die Berolina, in der Mitte des Alexanderplatzes auf, eine gewuchtige Bronzestatue von Professor Hundrieser aus München. Der Zufall wollte es, daß gerade der Sohn dieses Künstlers als Brauvolontär in der Ruppiner Brauerei tätig war.

Ich hatte es sehr gut in Berlin. Ich wurde sehr von „Tante Anna“ verwöhnt und mit Garderobe prinzenhaft ausgestattet. Bei diesen Einkäufen lernte ich auch die Leipziger Straße, die Straße mit den renommiertesten, aber auch teuersten Geschäften kennen. Es gab damals noch keine Tauentzinstrasse und keinen Kurfürstendamm als Geschäftsviertel. Wohl waren diese Straßenzüge vorhanden, aber nur als Durchgang nach Charlottenburg und nach Halensee – Grunewald. Am Anfang des Kurfürstendamms standen keine zehn Häuser.

Meine Einkleidung erfolgte im Spezialgeschäft für Kinderbekleidung von Emma Bette Butt und Lachmann. Aber auch die Räume der bekannten Firmen, wie Wäsche-Grünfeldt, Pelz-Herpich, Geschenke-Rosenhain, und des großen Kaufhauses Wertheim am Leipziger Platz sollte ich kennen lernen. Am besten gefielen mir indessen die großen Spielwarengeschäfte mit ihren herrlichen Auslagen. Ich machte aber auch Bekanntschaft mit der Elektrizität. Sie begann in dieser Zeit mit ihrem Siegeslauf. Die erste elektrische Straßenbahn erschien auf dem Alexanderplatz, nachdem man durch die Potsdamer Straße, über Potsdamer und Leipziger Platz, durch Leipziger Straße und über den Hausvogteiplatz hinweg bis zum Alexanderplatz Spanndrähte gezogen hatte.

So erlebte ich von meinem Beobachtungsplatz am Fenster ein großes technisches Ereignis: die erste elektrische Straßenbahn in der Reichshauptstadt. Der Berliner hatte seine "Elektrische".

(Und wie lange wird es dauern, bis dieses Wunder aus dem Straßenbild wieder verschwunden sein dürfte?!) Es war gar nicht so einfach für dieses selbstfahrende Gefährt, sich zwischen die Pferdebahnen mit ihrem langsamen Tempo einzurangieren. Sehr beeindruckte es mich, wenn an der Endstation die Leitungsstange vom Schaffner mit Hilfe der Leine vom Draht abgehoben und mit sprühenden Funken hinter dem Wagen wieder an den Draht angelegt wurde. Diese unbespannten, selbstfahrenden Wagen wirkten anfangs unheimlich auf mich. –

Die Hochzeit feierten meine Eltern im Hotel Kaiserhof am Wilhelmsplatz, nachdem die Trauung in der Dreifaltigkeitskirche unmittelbar neben dem Hotel vollzogen worden war. Von der Kirche zum Hotel lag ein roter Läufer; der kurze Übergang war mit einem Baldachin aus Markisenstoff überspannt. Wie oft sollte ich noch in späteren Jahren über diesen roten Läufer schreiten!

In Neuruppin hatte Vater noch zwei große Zimmer und einen Wintergarten an die Villa anbauen lassen, so daß für die fünfköpfige Familie, zu der sich im Mai 1896 noch eine Tochter (Annemarie) hinzugesellte, reichlich Platz vorhanden war.

Für uns Kinder wurde die zweite Ehe unseres Vaters zum Segen. Es war für unsere „neue“ Mutter keinesfalls leicht, sich unser Vertrauen und unsere Zuneigung, besonders meiner ältesten Schwester, zu erwerben. Diese war durch die letzte Hausdame und vom Personal gegen die kommende Stiefmutter aufgehetzt worden, so daß es großer Geduld bedurfte, die Widerspenstige mit Güte und Liebe zu zähmen. Es war nicht nur die Liebe zu Vater, sondern auch ein treuer Freundschaftsdienst an ihrer so früh verstorbene Jugendgefährtin, daß sich „Mutterchen“ unserer in wirklich selbstloser und aufopfernder Hingabe annahm. Hierfür nur ein Beispiel: Auf einer Reise von Italien nach Hause erkrankte ich als Achtjähriger in Bozen, wo wir uns zur Akklimatisation einige Wochen aufhalten wollten, an Diphtherie. Wir hatten in Gries bei Bozen die untere Etage der Villa „Treuenfels“ bezogen. Ich mußte sofort von den Geschwistern isoliert werden. Ohne Bedenken entschied sich „Mutterchen“, die Pflege bei mir zu übernehmen, und beließ ihr eigenes zweijähriges Töchterchen, unsere Schwester Annemarie, welche seit der Pockenimpfung leidend war, bei den Kinderfräulein und den beiden älteren Töchtern, mit denen allen Vater in ein Hotel übersiedelte.

Zur damaligen Zeit galt Diphtherie noch als eine der gefährlichsten Halskrankheiten. Dem behandelnden Arzt war nur bekannt, daß in Wien ein Serum (das Heil-Serum, genannt nach dem Erfinder Prof. Heil) versuchsweise gegen Diphtherie angewandt würde. Vater veranlaßte telephonisch die Übersendung dieses Mittels, das mich dann wohl noch gerettet hat. Immerhin war „Mutterchen“ sieben lange Wochen mit mir isoliert, und ihrer aufopfernden Pflege hatte ich die schnelle Genesung zu verdanken.

Ihr verdankten wir drei Kinder aus erster Ehe auch, daß wir viel aus dem Leben unserer Mutter erfuhren, der sie doch als Freundin sehr nahe gestanden hatte.

Wie oft hat „Mutterchen“ noch an den Krankenbetten von uns Kindern voller Sorge gesessen. Es gab für sie keine größere Freude, als die Patienten wieder gesund zu sehen. So schenkte sie mir nach einer bösen „Influenza“ (sprich: Grippe) ein goldenes Zehnmarkstück. Zehn Mark hatten damals den Kaufwert von mindestens fünfzig DM. Ich gebe hierfür ein Beispiel aus meiner damaligen Jugendperspektive: Sonntags wurden in der Konditorei für den Nachmittagskaffe 20 „Sechserstücke“ gekauft. Diese kosteten also eine Mark. Es waren: Mohrenköpfe (doppelt so groß wie heute), Napoleonschnitten, Kaffee-Eclaires, Liebesknochen, Schillerlocken pp. – Heute dürfte man für die gleiche Menge und Qualität DM 10,-- und mehr opfern müssen.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann, wie, schon das Beispiel der elektrischen Straßenbahn zeigte, der Siegeslauf der Technik. Das Telephon zog in die Büros (Bureau), auch Comptoirs genannt. Es fand seinen Platz aber nicht auf dem Schreibtisch, sondern an der Wand im Vorflur, weil ein Gespräch die andren Schreibkräfte störte. Der Sprecher war stets sehr aufgeregt und brüllte (wegen der Entfernung) mit Stentorstimme. Auch benahm er sich mit Verbeugungen und Gesten, als wenn der Gesprächspartner ihm gegenüber stünde. So band sich z.B. noch im Jahre 1913 meine Schwiegermutter, als sie an das Telphon im Entrée eilte, die Tendelschürze ab, um ladylike bei der Unterhaltung zu sein.

Als Jungverheiratete lernten meine Eltern radfahren. Es war eine Tortur! Der Fahrradhändler hielt das Rad am Sattel fest und trabte schiebend, rückwärtsgestaffelt und Schweiß nach allen Seiten verspritzend den Fußweg nach Altruppin entlang. In den ersten vierzehn Tagen landeten die „Fahrschüler“ mit Sicherheit in irgendeinem Haselstrauch am Wege oder an einem Baum.

Fußgänger flüchteten in die Büsche oder auf die Chaussee, die zu der damaligen Zeit der Pferdefuhrwerke ohne Gefahr beschriftet werden konnte.

Die Eltern haben von ihrer Radfahrkunst später keinen Gebrauch gemacht. Dahingegen waren sie passionierte Pferdefreunde. Während Vater bis zu seinem 60. Geburtstag noch in den Sattel stieg, war „Mutterchen“ bis zu einem schweren Wagenunfall eine encouragierte Fahrerin.

6. Die Kaffee-Firma Otto Schoening der Stiefmutter Anna Briet

Die Kaffee-Firma Otto Schoening, deren Alleininhaberin meine zweite Mutter war, erheischte nach dem Interregnum durch zwei Prokuristen, von denen jeder Jahresrevenue von DM 45.000 (sprich: Goldmark) bezog, wieder eine feste und rationelle Führung. Die beiden Prokuristen glaubten, ihr Stündlein sei gekommen, und legten der Inhaberin nahe, sie als Teilhaber aufzunehmen. Zu ihrer Bestürzung erhielten sie stattdessen die Kündigung ihres Anstellungsvertrages. „Mutterchen“ nahm 1896 ihren Mann als Teilhaber in der Firma auf und übertrug ihm die alleinige Leitung.

7. Wohnsitz in Berlin

So kamen wir zu einem zweiten Wohnsitz in Berlin, denn der sehr umfangreiche Betrieb mit seinen Überseeverbindungen erheischte Vaters Anwesenheit. Die Brauerei war auf der Höhe; auch war gutes technisches und kaufmännisches Personal vorhanden. Bei der kurzen Entfernung Berlin – Neuruppin, welche die Leitung der Brauerei erleichterte, war für diese kein Nachteil vorhanden.

8. Erwerb des Rittergutes Eibenfelde / Konitz / Westpreußen

Eigentlich war die Verlegung des Hauptwohnsitzes nach Berlin nicht die erste Veränderung, sondern bereits die zweite, denn ein Jahr vorher hatte Vater das Rittergut Eibenfelde im Kreise

Konitz in Westpreußen von seinem jüngsten Bruder Alfred übernommen. Dieser war gelernter Landwirt und hatte sich gelegentlich eines Manövers als Leutnant der Reserve des Husaren-Regiments Fürst Blücher von Wahlstatt, Standort Stolp in Pommern, mit der einzigen Tochter Elise des Rittergutsbesitzers Melms auf Eibenfelde verlobt. Nach der Eheschließung erhielt Alfred von seinem Vater das ihm zugedachte Erbteil im voraus in bar und investierte dieses Kapital in dem Gut. Das Gut wurde auf seinen Namen überschrieben.

9. Onkel Alfred

Alfred, ein leibenswürdiger und liebenswerter Gesellschaftsmensch mit einer etwas leichten Ader, gab den anspruchsvollen Neigungen seiner jungen, eleganten und hübschen Frau allzusehr nach und geriet in Schwierigkeiten, aus denen Vater ihn befreite, indem er nach Hergabe einer empfindlich hohen Schuldtilgungssumme Eibenfelde erwarb.

Sein Bruder Alfred zog nach Berlin. Seine Frau ließ sich von ihm scheiden. Die beiden Töchter sollen Diakonissen geworden sein. Von Alfred ist noch zu berichten, daß er sich in der Folgezeit mit milchwirtschaftlichen Fragen beschäftigte.

1914 meldete er sich zu den Fahnen und nahm als Rittmeister am Kriege teil. Nach Kriegsende 1919 ging er zur Weißen Armee des russischen Generals Awaloff-Bermont ins Baltikum und kämpfte dort gegen die Boschewiki. Als weiß-russischer Oberstleutnant kehrte er 1920 zurück. Alfred starb in den dreißiger Jahren in Berlin.

10. Das Rittergut Eibenfelde – Teil I

In Eibenfelde war ich zum ersten Male in den Herbstferien 1895 zusammen mit einem Schulfreund aus Neuruppin. Wir beide schliefen in dem leeren, großen Speisesaal, was etwas unheimlich für uns Knirpse war, da unsere Nachtkerze nur einen kleinen Teil des Riesenraumes erfaßte. Als in der ersten Nacht auch noch eine Maus sich ganz ungeniert unserer Bettecke näherte und allerhand Geräusche verursachte, kauerten wir uns zusammen in einem Bett unter die Decke. Unsere Angst wuchs noch, als die Kerze niedergebrannt war. Bis zur Dämmerung haben wir kein

Auge zugetan. Ansonsten haben wir uns herrlich amüsiert, nachdem die Maus mit Hilfe einer Falle beseitigt worden war, und wir vor der Nacht keine Angst mehr zu haben brauchten. Allein der geräumige Guthof bot viele Möglichkeiten zu Entdeckungsfahrten aller Art.



Herrnhaus Eibenfelde
Vorderfront



Parkseite



Das Herrenhaus lag auf der westlichen Seite des Hofes, in welchen ein stattlicher Vorgarten hineinragte. Auf der Ostseite des Hofes stand neben dem breiten Tor die Brennerei, an welche sich ein Gerätehaus, der große Gänsestall, der Stall für das Leute-Vieh und der lange Pferde-stall anschlossen. Die Nordseite des Hofes wurde abgeschlossen vom Schafstall und vom Kuhstall, dem sich auf der Westseite der Schweinestall anschloß. In Richtung zum Herrenhaus befand sich der Kutsch- und Reitstall. Die Gutsschmiede lag alleinstehend auf dem Hof, desgleichen der Hühnerstall. Auf der anderen Seite des Tores, also auch an der Ostseite, begannen die geräumigen Scheunen, die sich auf der Südseite fortsetzten und in Richtung auf das Herrenhaus mit dem dreiteiligen Fohlenstall endeten. Vor der Scheunenfront befand sich ein

feldscheunenartig überdachter Platz für Maschinen und fahrbare landwirtschaftliche Geräte; davor der Wagenplatz.

Vom Hoftor - besser gesagt: von der Hofeinfahrt – führte ein breiter gepflasterter Weg auf den spitzzulaufenden Vorgarten zu, wo er sich teilte und beiderseits des Gartens an den schmiedeeisernen Toren des Parks endete.

Hier lag nun das Herrenhaus. Ich erspare den Lesern dieser Chronik eine nähere Beschreibung. Dafür füge ich Bilder und Ansichten bei.

Auf der Parkseite führte eine Doppeltreppe auf eine große, freie Rasenfläche, die symmetrisch durch Kieswege aufgeteilt wurde. Am Haus beginnend, begrenzten zwei hohe, alte Buchengänge die rechte und die linke Seite der Freifläche, deren vierte Seite von hohem, waldartig mit Unterholz durchsetztem Baumbestand gemischter Hölzer abgeschlossen wurde.

Die Buchengänge führten durch den waldartigen Teil des Parks einen Hang hinab und mündeten an einem Wiesengelände vor dem langgestreckten Karschiner See.



Die drei Geschwister

Vom Haus aus hatte man bei Sonnenuntergang durch einen Durchbau im hohen Bestand einen herrlichen Blick über den See hinweg auf die Karschiner Kirche.

Die Buchengänge mit den beiden Hängen waren für meine Ferienfreunde und mich als Jungen eine frequentierte Radrennbahn, auf der der neu erfundene Freilauf mit Rücktrittbremse auf Zerreisprobe getestet werden konnte.

Auf der Südseite des Parkes lag ein ausgedehnter Obst- und Beerengarten sowie eine Spargelanlage; auf der Nordseite, am zum See geneigten Hang, ein mit einer Bewässerungsanlage ausgestatteter Gemüsegarten, der nach Osten und Norden von einer hohen Ziegelsteinmauer geschützt wurde.



Es muß schon gesagt werden, daß die Struktur der Güter Westpreußens, genau wie die Ost-preußens und Hinterpommerns, sich der Großzügigkeit der Landschaft anpaßte. Alles war weit und groß. Man sah, wo man auch immer stand, in weite Fernen über unendliche Wälder, über großflächige Seen. Fuhr oder ritt man durch diese Waldungen, war man von den gewaltigen Ausmaßen überwältigt.



Die Landwirtschaft fügte sich diesem Bilde ein. Die Anbauflächen für die einzelnen Feld-früchte waren kaum unter 15 ha. Bei Kartoffeln und Roggen waren Größen von 50 ha. keine Seltenheit. Der Anblick eines solchen Getreidefeldes, gleich ob Weizen, Roggen, Gerste oder Hafer, verbunden mit einem ständigen schwächeren oder stärkeren Winde, vergleichsam dem an der

See, macht den Menschen frei. Die Landschaft atmet Ruhe und Größe. Der Eindruck läßt sich schwer schildern. Er kommt meisterlich zum Ausdruck auf dem Gemälde von Rudolf Hellgrewe „Eibenfelde“.

11. Rudolf Hellgrewe – Landschaftsmaler, ein Freund des Vaters Ernst Wilhelm Schönbecks

Hellgrewe, ein Meister der Landschaftsmalerei, war ein Freund meines Vaters.

In jüngeren Jahren hatte er die ganze Welt bereist; er war in China, Japan, Südamerika und Afrika. Vor dem Ersten Weltkriege fand man in den großen Lexika Buntdrucke von seinen Landschaftsbildern mit den Charakteristika des betreffenden Erdteils oder Landes.

Das Gemälde „Eibenfelde“ entstand im Jahre 1906. Ich war gerade in den Ferien zu Hause, so daß ich das Werden des Bildes miterleben konnte.

Oft fuhr ich mit dem Meister, wie Hellgrewe bei uns hieß, hinaus zum Skizzieren. „Mach’ schon die Landschaftsskizze“, heischte er mich an „ich hol’ mir die Farben!“ Während ich im großen Skizzenbuch mit einem weichen Bleistift die Landschaft hineinwarf, setzte er mit ge-konnten Pinselstrichen in Temperafarben die bunte Farbskala des Motives auf ein Stück Mal-pappe, Strich auf Strich übereinander. Es war ein farbenprächtiges Gekleckse, das eben nur mit der Landschaftsskizze zusammen verständlich wurde. In seinem Atelier in seinem Som-merhaus am Weitsee, nördlich von Eibenfelde, entstand anschließend das Werk. Heute hätte Rudolf Hellgrewe sich nicht mehr dieser Mühe zu unterziehen brauchen. Die Farbensympho-nie auf der Malpappe hätte genügt, um ihn zu dem weltbekanntesten Picasso-Vorgänger zu machen.



Rudolf Hellgrewe



Weitsee



Hellgreweshof

Rudolf Hellgrewe weilte in den ersten Jahren des Jahrhunderts als Gast der Eltern des öfteren in Eibenfelde. Die Weite der Landschaft und die vollen satten Farben des westpreußischen Sommers hatten es ihm angetan. So kam es, daß Vater und er, die beiden Romantiker, eines Nachts bei einem Glase rubinfunkelnden Burgunders den Plan faßten, der Meister sollte sich am Weitsee ein Sommerhaus bauen.

Viele herrliche Bilder mit Motiven vom Weitsee, vom Eibsee, von Wieller See und vom Schwarzwasser, aber auch von der Tuchler Heide, sind in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg entstanden.

Ich besaß später als Geschenk von Hellgrewe ein Bild vom Kellensee (Neuruppiner Forst), eine Tempera-Skizze „Der Schäfer“ (Motiv aus Eibenfelde), ein Gemälde „Wieller See“ als Hochzeitgabe und „Die Straße von Bab el Maneb“, ein Gemälde von seiner Weltreise. Diese ging 1945 in Breslau verloren. Das Bild „Eibenfelde“ entdeckte ich auf dem Hausboden meiner Nichte Elisabeth Roder, bei der meine Frau und ich 1956 zu Besuch weilten. Ihr Mann hatte zu diesem Motiv keine Beziehungen, besonders störte ihn eine heimkehrende Kuhherde; so fand es keine Gnade vor seinen Augen und wanderte auf den Boden. Es war für mich eine besondere Freude, daß meine Nichte mir das wertvolle Kunstwerk übereignete.

Das Bild bedeutet für mich mehr als ein schönes Kunstwerk; das Bild ist für mich ein Stück Heimat.

12. Rittergut Eibenfelde - Teil II

12.1. Landwirtschaft und Pferde

Leider habe ich keine Unterlagen über die katastermäßige Größe von Eibenfelde. Es dürfte sich so um 1000 ha gehandelt haben. Rund 400 ha waren landwirtschaftliche Nutzfläche. Das Übrige war Wald, teils Kiefer und Fichte, teils Eiche und Buche, aber auch die für Westpreußen typische Birke. Ein Rest war Bruch mit Wasserstellen. Leichte, sandige Böden waren von Vater, beginnend kurz nach der Übernahme im Jahre 1895 aufgeforstet worden. Der Rindviehbestand

belief sich auf rund 100 Stück Milchvieh, westpreußisches schwarzbuntes Herd-buch, und der entsprechenden Anzahl Jungvieh und Kälber.

Die Schafherde betrug rund 400 Stück Merino.

Der Schweinestall war durchschnittlich mit 200 Stück besetzt. Es handelte sich um das ver-edelte deutsche Landschwein.

Im Arbeitsstall standen rund 10 Gespanne zu je vier Pferden. Es wurde vierspännig vorm Wagen gefahren. Später stellte Vater auf Dreispänner um. Gesichtspunkt: Rationalisierung. Die Vorderpferde zogen nur mit ganzer Kraft, wenn angefahren wurde, oder wenn es bergauf ging. Ansonsten bummelten sie. Beim Dreispänner mußten alle Pferde gleichmäßig ziehen. Die Stangenpferde mußten in diesem Falle etwas kräftiger sein als bisher.

Unter den Arbeitspferden, westpreußisches Halbblut, befanden sich auch die Mutterstuten, die kurz bis zum Abfohlen in den Sielen gingen. Es war nicht selten, daß die Stuten vom Acker zum Abfohlen in den Stall gebracht wurden.

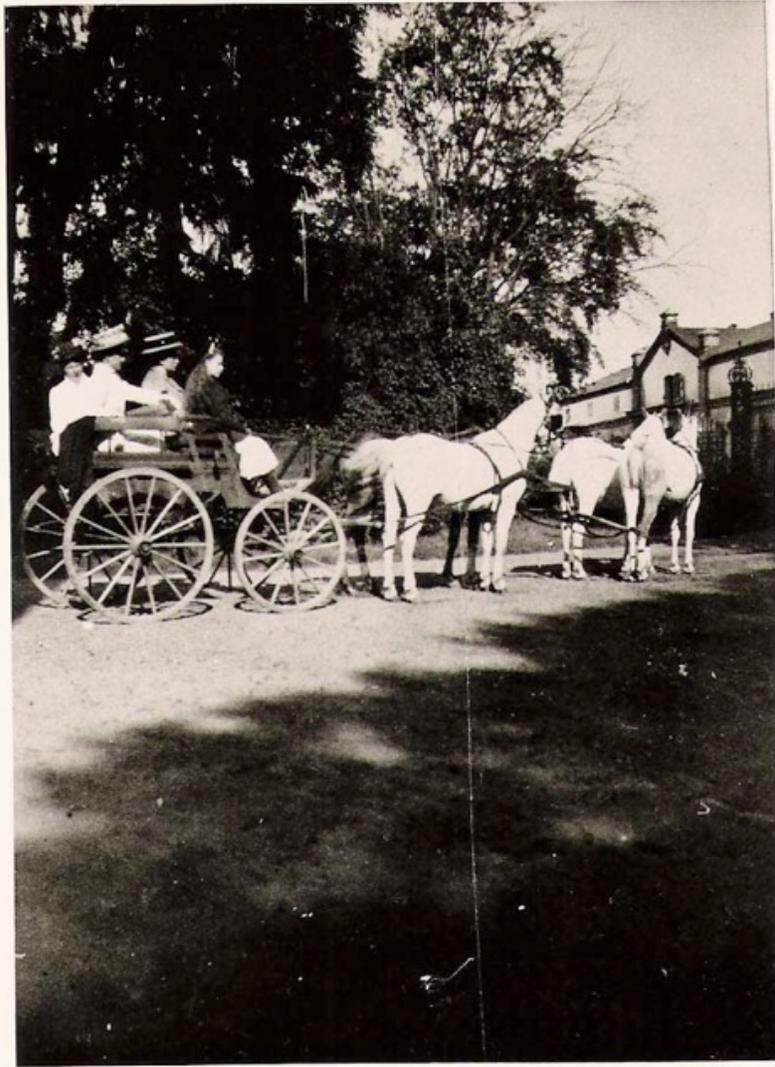
Als Deckhengste kamen die Stationshengste des königlichen Landgestüts Preußisch-Stargard in Frage. Aber Vater hielt zur Einkreuzung auch noch eigene Hengste als Beschäler, so zwei ungarische Schimmelhengste und später einen Araberhengst, namens Abdullah, den ein be-kannter Kavallerieoffizier nach seiner Ablösung von einem Kommando in der Türkei, - er war beim Stabe des deutschen und türkischen Marschalls Clomar Freiherrn v. d. Goltz-Pascha, dem Begründer der modernen türkischen Armee – von Konstantinopel bis nach Berlin in ei-nem Rekorddauertritt geritten hatte. Der Pedigree war auf einem künstlerisch beschriebenen Diplom in türkischer Sprache mit vielen Stempeln niedergelegt. Abdullah ist ein Königsname. Der Hengst war aber auch königlich. 1912 habe ich Abdullah an einem Tage von Eibenfelde nach Stolp – ca. 90 km – geritten, ohne daß bei ihm Ermüdungserscheinungen auftraten. Mit ihm hatte ich insofern Pech, als ich nach dem Eskadronsexerzieren mein braves Chargenpferd Clarissa dem Burschen übergab, um es nach Hause zu reiten, während ich den Hengst noch etwas abreiten wollte. Kaum daß der Bursche sich entfernt hatte, ertönte das Trompetensignal: Regimentsruf! Die im Abrücken befindlichen Eskadrons sammelten sich hinter dem Re-gimentskommandeur, und es hieß: Parademarsch üben! Mir schwante nichts Gutes! Abdullah kannte keine Musik. Ich führte den 2. Zug. Die 4. Eskadron, der ich angehörte, kam ihrer Nummer entsprechend erst als vorletzte zum

Vorbeimarsch. Als vorne das Trompetenkorps mit schmetternden Klängen einsetzte, war es mit der Lammfrommheit des Schimmelhengstes aus! Im Schritt gelang es mir noch, ihn vor dem Zuge zu halten. Als indessen angetrabt wurde, ging der Zirkus los. Auf der Hinterhand springend, durchbrach der Hengst den vorderen Zug; vorbei ging es an dem blauanlaufenden und wetternden Eskadronchef, Rittmeister v. Brockhusen, und in Höhe des Regimentskommandeurs, der bekannterweise gegenüber der eingeschwenkten Musik hielt, befand ich mich zehn Meter vor dem aus seiner Attila platzen-den kleinen Herren auf dem immer noch wie ein Känguruh springenden, mit den Vorderbeinen in die Luft trommelnden, wildgewordenen Satansbraten. Was ich nach dem „Offiziersruf“ vom Kommandeur und darauf vom Eskadronchef zu hören bekam, werde ich nicht diesem Papier anvertrauen.

Doch zurück nach Eibenfelde und zu seinen Pferden!

Mit dem eingekreuzten Araberblut erreichte Vater einen großen Prozentsatz Schimmelfohlen; d.h. diese wurden dunkel geboren, und erst im zweiten Jahr zeigten sich im Fell weiße Stichelhaare. Später wurden es Blauschimmel, um erst im Alter ganz weiß zu werden. Eibenfelde war ein ausgesprochenes Remontegut. Da das 1. Leibhusarenregiment in Danzig-Langfuhr nur auf Schimmeln beritten war, wurden die anfallenden Remonten gern von der Remontenankaufskommission für dieses Regiment angekauft.

Es war ein herrlicher Anblick, die Zwei- und Dreijährigen bei Sonnenuntergang in voller Pace von der Koppel kommend, über den weiträumigen Hof fegen zu sehen. Aber auch die Jährlinge standen ihnen in keiner Weise nach.



Annemarie mit ihrem Viererzug



Elisabeth auf der Koppel



Vater
und seine Pferde.



Wenn ich mich auch bis zum Abitur von Eibenfelde fern hielt, in den Ferien war ich von der ersten Minute an bei den Pferden.

Als Zwölfjähriger fuhr ich bereits bei der Ernte vierelang mit ein. Mit den leeren Wagen ging es stets im Galopp wieder aufs Feld. Man stand vorn auf den langen Wagenbrettern des Lei-terwagens, den Körper zurückgelegt, in der linken Hand die Leinen, in der rechten die Peit-sche mit dem langen Riemen und der Schwippe am Ende. Kunstgerecht wurde über den Köp-fen hinweg scharf geknallt. Das mußte gekonnt sein. Was habe ich da geübt, bis ich es den Ackerkutschern – zu dieser Zeit hießen sienoch Knechte – gleichtun konnte! Ratternd und polternd flog der leere Wagen über die Feldwege, eine lange, fliehende Staubwolke aufwirbelnd. So mußte das Erntebild sein! Beladen ging es im Trabe vom Feld in die Scheune zurück. Und brannte die Sonne noch so heiß, auf den Erntefeld war trotz des Tempos, das die Gespanne angaben, stets eine muntere Stimmung. Wie stolz war ich, wenn mir die Frauen und Mägde beim Heranjagen ein fröhliches Lob zuriefen. Das hob mein männliches Selbstbe-wußtsein.

Aber auch mit kleinerem Gefährt vergnügte ich mich. Da war z.B. der Esel Ali. Mit ihm fuhr ich einmal mit meinem Schulfreunde Erich Fehrmann und meiner kleinen Schwester Anne-marie eines Nachmittags zum Beerensammeln in den Wald. Ali war recht träge und war zu keiner schnelleren Gangart zu bewegen. Da schnitten wir uns lange Ruten und ließen sie dicht über seine langen Ohren sausend pfeifen. Er schüttelte unwillig sein Eselshaupt. Als wir aber zusätzlich „Lützows wilde, verwegene Jagd“ anstimmten, war es um seine Fassung gesche-hen. Er keilte

aus. Wir entzogen uns durch schnelle Rückwärtslage seinen Hufen; da hatte er Oberwasser. Diesen Moment unserer Schwäche ausnutzend, brauste Ali mit uns los. Auf und davon ging die Fahrt. Hin und her flog das Wägelchen, bis es umschlug und wir drei etwas unsanft am Wegrand landeten. Ali ließ sich auf keine Weise mehr einfangen. Mit dem umgeschlagenen Wagen galoppierte er jeweils davon, so daß wir ihn seinem Schicksal überlassen mußten. Zur Futterzeit fand er sich dann wieder auf dem Hofe ein, die Reste des eins so schönen Wägelchens hinter sich herziehend.

Daß ich morgens mit Vater über die Felder ritt, gehörte zum normalen Tagesablauf. Dies schloß nicht aus, daß ich im Laufe des Tages auch noch mit meinen Schwestern Emma und Elisabeth einen Ausritt unternahm. Fünf Reitpferde waren stets im Stall. Unsere Ritte führten uns entweder zu Nachbarn oder in die unermesslichen königlichen Forsten.

12.2. Der Forst

In den Wäldern trafen wir oft auf Rotwild, das kaum von uns Reitern Notiz nahm, beim Nahen eines Fußgängers indessen flüchtig wurde.

In unserer Forst kamen Hirsche nur als Wechselwild vor. Der Bestand an Rehwild war als gut zu bezeichnen. In der königlichen Forst gab es auch Auerwild. Rebhühner kamen reichlich in die Küche, desgleichen Wildenten, die in den verstreut liegenden Lüchen und auf den Seen zu Hause waren. Der Hasenbesatz war im Vergleich zu Schlesien und der Magdeburger Börde ausgesprochen schlecht. Auf den Treibjagden wurden nur bis zu 80 Hasen geschossen. Dafür gab es viel Raubwild, das wegen der großen Waldungen nicht kurz gehalten werden konnte. Füchse, Dachse, Marder, Iltisse, große und kleine Wiesel sowie Seeadler, Habichte, Sperber und Falken verlangten ihren Tribut vom Niederwild. Aber auch manches Rehkitz fiel ihnen zum Opfer. Nebelkrähen wurden oft zur Landplage. Reiher fischen in den Seen, und zahlreiche Störche hießen manchen Junghasen eine Luftreise zum Storchennest antreten. Doch der Storch war für den Jäger „tabu“. Einige Jahre hindurch versuchte ein Storchenpaar, auf dem Brennereischornstein das Nest zu bauen. Bevor die Störchin legen konnte, wurde Feuer gemacht,

um den Weiterbau zu verhindern. Es war jedesmal ein hartes Ringen. Eine umgedrehte Holzegge auf dem First des nahen Pferdestalles trug dann zum Siege bei.

12.3. Fischreichtum

Hoherfreulich war der Fischreichtum der Seen. Im Eibsee, der zum Familienbesitz gehörte, wurden nicht selten Karpfen im Gewicht von über 20 Pfund gefangen. So ein großer Karpfen wurde gespickt und auf einem weißbezogenen Plättbrett angerichtet. – Vater machte sich ab und zu den Spaß, Freunden in Berlin einen halben Karpfen anzukündigen. Im Stillen freute er sich über die Wirkung dieser recht seltsam anmutenden Benachrichtigung und stellte sich vor, wie über seinen Geiz gehehelt würde. Er malte sich aber auch die Verblüffung aus, die sich auf den Gesichtern der Empfänger der Eilsendung widerspiegelten, wenn die Hälfte eines solchen Untiers mit langem Bart am Karpfenmaul vor ihnen lag. Die Dankesbriefe waren immer recht amüsan und humorvoll.

Eine Delikatesse darf aber nicht vergessen werden: Krebse! Auf den Tisch kamen nur Exemplare, die heute in den guten Hotels als "Königskrebse" bezeichnet werden. Den Fängern wurden kleine und mittlere Krebse von den Gütern und von sonstigen Liebhabern nicht abgenommen, so blieben diese am Leben und konnten auswachsen. Es war schon eine stimmungsvolle und lukullische Begebenheit, bei einem guten Glase Rheinwein und bei Sonnenuntergang im Parkzimmer schweigend und genüßlich dieses köstliche "Rotwild" zu sezieren.

12.4. Viehzucht

Daß auch zahmes Geflügel auf dem Tische nicht fehlte, dürfte eine Selbstverständlichkeit sein; denn abgesehen von jungen Tauben, Hähnchen, Hühnern, Pular den und Truthähnen, spielten Enten und Gänse je nach Jahreszeit eine große Rolle. So wurden im Herbst 50 schwere Gänse eingeschachtet. Resultat waren unter anderem die berühmten, delikaten "Spickgänse",

ausgelöste, in Gaze genähte und alsdann geräucherte Gänsebrüste, aber auch das nicht zu verachtende Gänsepökelfleisch.

Als Jahresvorrat wurden im Winter vier schwere Schweine und ein Rind eingeschlachtet. Der sonstige Fleischbedarf wurde ebenfalls aus den eigenen Ställen gedeckt. Es gab Kälber und Hammel, junge Fleischschweine und ab und an ein Spanferkel. Gelegentlich stand auch ein Mastochse zur Verfügung. Hiervon erhielten dann auch die Hofleute. Diese besaßen ihr eigenes Vieh, wie eine Kuh, mehrere Schweine, Hühner und Gänse. Letztere wurden mit den Gutsgänsen gemeinsam gehütet. Im Herbst gaben die Hofleute hierfür auf fünf Gänse eine an das Gut. Dies mag für heutige Begriffe recht hoch klingen. Solche Stoppelgans kostete zur damaligen Zeit 2,50 Mark. Für das Schlachten wurden sie erst mit Kraftfutter herangemästet.

12.5. Arbeiter in Eibenfelde

Der Stamm der Eibenfelder Arbeiter bestand zur Hälfte aus Deutschen, zur anderen Hälfte aus Kassuben, einem slavischen Volksstamm. Letztere sprachen außer deutsch auch noch kassubisch, eine eigene slavische Sprache. Die Deutschen waren evangelisch, die Kassuben katholisch. Im Aussehen war indessen kaum ein Unterschied. In der Mehrzahl waren die Menschen weizenblond und zum Teil gut gewachsen. Eine Parteipolitik war ihnen fremd. Wenn man überhaupt von einer politischen Einstellung sprechen kann, so muß man sagen: Die Menschen fühlten sich durchweg als gute Deutsche und verehrten das Kaiserhaus. Die jungen Männer dienten zwei oder drei Jahre bei der Truppe (zwei Jahre bei der Infanterie und sonstigen Fußtruppen und drei Jahre bei der Kavallerie und Artillerie.). Als stolze Urlauber wurden sie in ihren bunten Uniformen in ihren Heimatdörfern bewundert und die Mädels sperrten Mund und Ohren auf, wenn sie „Mordsgeschichten“ und von tollen "Bravourstücken" aus der fernen Stadt hörten.

Nach der Dienstzeit wurden die Reservisten feierlich im Kriegerverein des Kirchdorfes, in unserem Fall in Karschin, aufgenommen. Sie konnten bei besonderen Anlässen, wie z.B. am Geburtstage des Kaisers oder am Sedan-Tage, öffentlich zeigen, daß sie bereits für König und

Vaterland etwas geleistet hatten. Der einzelne fühlte sich gehoben als ein immer bereiter Staatsdiener. Und das war gut so!

12.6. Die konfessionelle Spaltung in Westpreußen

Die konfessionelle Spaltung hatte leider ihre Schattenseiten. Der Vatikan hatte die Gebiete von Posen, Ostpreußen und Westpreußen dem Bischof von Warschau unterstellt. Dieser entsandte in diese Gebiete nur polnisch eingestellte Geistliche aus dem östlichen Teil der Provinz Posen. So kam es, daß die Kassuben in ihrer Kirche nur polnische Predigten hörten und ihre Kinder im Religionsunterricht auch nur polnisch unterrichtet wurden. Da alle slavischen Sprachen miteinander verwandt sind, war das Polnisch für sie nicht viel anders als das Hochdeutsch beim Gebrauch der deutschen Sprache.

Katholische Beamte und Lehrer haben es trotz Eingaben an höchste Stellen nicht erreichen können, daß der Gottesdienst auf deutsch abgehalten wurde. Grund: Das evangelische deutsche Element sollte nicht gestärkt werden, und das katholische slavische Element sollte über die Sprache verpolnisiert werden.

Man beachte: Es gab seit 1797 keinen polnischen Staat! In diesem Jahre war Polen zum dritten Male unter Rußland, Österreich und Preußen aufgeteilt worden. Und obwohl über hundert Jahre ins Land gegangen waren, lebte der polnische Nationalismus und versuchte, selbst in Gebiete vorzudringen, die nie zu Polen gehört hatten. Hierbei kam dem polnischen Nationalismus die Großslavische Bewegung, die in Rußland ihren Ursprung hatte, „der Panslavismus“, zu Hilfe. Mit ihm wollte das zaristische Rußland weiter nach Westen vordringen, um einmal den alten Traum aller Russen verwirklichen zu können, den freien Zugang zum Atlantik.

Im Königreich Preußen gab es eine größere Anzahl slavischer Volksstämme, so die Wenden im Spreewald (einst Urbevölkerung der Mark Brandenburg), die Sorben in der Lausitz, die Masuren und Litauer in Ostpreußen und, wie gesagt, die Kassuben in Westpreußen. Aber auch in Oberschlesien war das slavische Volk stark vertreten. Der Mensch aus dem Westen des Reiches nannte diesen Menschenschlag gern: Wasserpolacken. Es gab aber für diese Oberschlesier kein größeres Schimpfwort als dieses. Sie waren gute Deutsche und wollten auch gar nichts anderes

sein. Dies haben die oberschlesischen Regimenter in allen Kriegen bewiesen, 1813 und 1815, 1860, 1914 und 1939 bis zum bitteren Ende 1945. Dort, wo ober-schlesische Regimenter eingesetzt wurden, konnte sich die Führung auf sie verlassen. Genauso war es bei den preußischen Litauern und Masuren. Ein höheres Bekenntnis zu Deutschland konnten diese slavischen Volksstämme wahrhaftig nicht ablegen, als daß sie Ihr Leben für ihre Heimat, für dieses Deutschland, einsetzten.

Es sei hier bemerkt, daß die preußischen Könige gleichzeitig „Hertzöge“ der Kassuben und Wenden waren; und dies bis zur Abdankung des Kaisers und Königs Wilhelm II. im Jahre 1918.

12.7. Die Entwicklung von Eibenfelde

Bei der Übernahme von Eibenfelde wohnten die Gutsleute in strohgedeckten niedrigen Holz-häusern auf beiden Seiten der Dorfstraße, die am Hoftor begann. Auch stand dort noch ein offener Ziehbrunnen mit Hebebaum. Bereits im Jahre 1906, also rund 10 Jahre nach unserem Einzug, bestand die Dorfstraße nur noch aus festen Ziegelhäusern je für zwei Familien mit Eingängen an den Giebelseiten. Dahinter befanden sich massive Ställe für Schweine, Klein-vieh und Feuerungsvorräte. Vor den Häusern waren eingefaßte kleine Blumengärten angelegt; hinter den Ställen lagen die Gemüsegärten und das Kartoffelland. Weiterhin gab es ein Wasch- und Badehaus, in das auch eine moderne Backstube eingebaut war. Statt des Ziehbrunnens gab es nunmehr zwei eiserne Schwengelpumpen. Vater baute auch noch ein Schulhaus mit Lehrerwohnungen und einen Saal für Veranstaltungen.

Bis dahin mußten die Schulkinder bei Wind und Wetter in die Volksschulen der Nachbardör-fer Bonk und Karschin laufen. Es war nicht leicht, einen geeigneten evangelischen Lehrer zu finden. In der Nachbarschaft waren nur ein evangelischer älterer Lehrer vorhanden und der evangelische Pfarrer im Dorf Mockrau. Ein Kontakt mit den katholischen Lehrern war nur bedingt gegeben. Es mußte schon ein passionierter Mann sein, der seine Mission erkannte. Eine Anlehnung an meine Eltern war nur jahreszeitlich bedingt, da die Familie im Winter nach Berlin und auf Reisen ging. Letzten Endes hat die Regierung den rechten Mann gefun-den. Er war jung verheiratet.

Was aber besonders not tat, war ein Arzt. Der nächste wohnte in dem Städtchen Czersk, unse-rer Schnellzugstation, 15 km von Eibenfelde entfernt. Es sei bemerkt, daß es damals Autos nur vereinzelt in den Großstädten gab und die große Allgemeinheit sich nach wie vor des Pferdefuhrwerks bediente. So vergingen lange und manchmal auch bange Stunden, bis der Arzt mit seiner einspännigen Halbverdeck-Kalesche, einem leichten Wägelchen, angezottelt kam. Landarzt zu sein, war ein hartes Brot. Diesem Zustand half Vater bald ab, indem er im Nachbardorf Karschin eine nette Wohnung für einen Arzt ausbaute und auch einen solchen bald fand. Es war ein Dr. Pieper, der in seiner etwas robusten Art gut aufs Land paßte und sich bald eines großen Zuspruchs erfreute. Ein Pferd mit Wagen erhielt er vom Hof zur Ver-fügung gestellt.

13. Die Krankheit der Schwester Annemarie

Wenn ich zunächst Eibenfelde verlasse und - wie auch späterhin - die Geschehnisse und Be-schreibungen bunt durcheinanderwirbele, so ist dies nur scheinbar, denn unser Leben war durch die dynamische Persönlichkeit meines Vaters und durch das Schicksal wirklich ein buntes Mosaik.

Meine jüngste Schwester Annemarie war 1898 nach einer ersten Pockenimpfung im zweiten Lebensjahr schwer erkrankt. Der Impfstoff, der bekanntlich der Kuhpockenblase entnommen wird, muß tuberkulös gewesen sein. Nach schwerem Siechtum trat eine Rückratverkrümmung ein, die zu einem Druck auf die Luftröhre führte, so daß zunächst das Leben des Kindes nur durch einen Luftröhrenschnitt gerettet werden konnte. Um die Ursache zu beheben, war eine Rückgratsoperation erforderlich. Es gab in Europa nur einen Arzt, der solche Operationen durchführte, den Professor Dr. Hoffa in Würzburg. Kurz entschlossen zog Vater mit der gan-zen Familie nach Würzburg in die erste Etage einer Villa gegenüber der Klinik. Dort wohnten wir ca. dreiviertel Jahre.

In Würzburg besuchte ich auch die Schule. Nur ungern denke ich an meine Erfahrungen mit den bajuwarischen Pädagogen zurück. Der Rohrstock spielte eine allzu große Rolle.

Für meine kleine Schwester folgte nach der Operation ein Martyrium. Auf einem Holzrahmen mußte der eingegipste, kleine Körper über ein halbes Jahr angebunden liegen mit

zurückge-bogenem Köpfchen, so daß die Speise nur mit der Unterlippe vom Löffel genommen werden konnte. Noch jahrelang mußte das Kind eine Art Stahlkorsett mit Kinnhalter tragen. Es sei aber gesagt: Die Operation und die folgende Marter waren ein voller Erfolg. Mit 14 Jahren saß Annemarie im Sattel und konnte sich mit uns Geschwistern gleichwertig auf den Pferden tummeln.

14. Das „Annastift“ zu Eibenfelde

Aus einem Dankgefühl heraus baute „Mutterchen“ an einer idyllischen Stelle am Schwarz-wasser, das vom Weitsee kommend die Ostgrenze von Eibenfelde bildete, ein Erholungsheim, das „Annastift“. In ihm fanden Familien aus unserer Provinzhauptstadt Danzig Aufnahme, die nicht in der Lagen waren, sich einen Erholungsurlaub zu leisten. Zu den Gästen gehörten u. a. die Angehörigen des Danziger Opernorchesters, dessen Zwischenaktdirigent mein Geigenlehrer war, der die Anregung hierzu gegeben hatte. Um den Gästen von vornherein das Gefühl von Beschenkt zu nehmen, zahlten sie einen Pensionspreis von 1,-- Mark je Kopf und Tag.

So sind wir wieder bei Eibenfelde angelangt.

15. Landwirtschaftliche Versuche auf Eibenfelde

Vater beschäftigte sich viel mit landwirtschaftlicher Chemie. Sein Steckpferd waren die Gewinnung von Stickstoff aus der Luft und seine unmittelbare Nutzbarmachung für die Feldfrüchte. So tat er sich zusammen mit einem Professor, dessen Name mir entfallen ist und der sein Laboratorium mit Versuchsgelände in der Nähe von Bernau bei Berlin hatte, um entsprechende Experimente auf einem größeren Versuchsfeld in Eibenfelde durchzuführen. In der Brennerei wurden große Akkumulatoren aufgestellt und Strom durch Drähte geleitet, die an einer Art Telegraphenstangen netzartig über das Versuchsfeld gespannt worden waren. Eingeschaltet wurde nur in den frühen Morgenstunden, wenn Tau war. Zwischen den Drähten und den nassen Pflanzen sollte wohl gewissermaßen eine künstliche Gewitterstimmung

hergestellt werden. Daneben lagen die mit der gleichen Frucht bebauten „unbestrahlten“ Kontrollfelder. Diese Versuche wurden mit Verbesserungen 4 Jahre lang durchgeführt. Die Lösung brachte schlagartig die chemische Industrie mit der Herstellung von Kalkstickstoff. Ihr war es gelungen, den Stickstoff der Luft ebenfalls unter Zuhilfenahme der Elektrizität, an Kalk zu binden. Der Landwirtschaft wurde durch diesen Kunstdünger ein epochales Geschenk gemacht.

16. Die Entwicklung der Hausbeleuchtung

In Eibenfelde erlebte ich die Entwicklung der Hausbeleuchtung gewissermaßen im Zeitlu-pentempo.

Als Ich 1895 zum ersten Male nach Eibenfelde kam, gab es Petroleumlampen; auch sah ich bei den Gutsleuten noch Rüböllampen, besser gesagt: Funzeln. Im großen Saal wurden an besonderen Gelegenheiten Kerzen auf den Kristall-Lüstern angezündet. Auch im Speisesaal wurden abends Kerzenleuchter auf den Tisch gestellt.

Dann kam das bewunderte Spirituslicht. Es waren Lampen in Form der bisherigen Petro-leumlampen, aber statt des Dochtes fungierte ein Spiritusvergaser, der das entwickelte Gas in den Zylinder führte, wo ein Glühstrumpf auf einem senkrecht eingebauten Drahtstäbchen auf-gehängt war. Hielt man einen Streichholz über den Lampenzylinder, fiel gewissermaßen die Flamme nach unten und brachten den Glühstrumpf zum Glühen. Das Licht war entschieden gut; aber die Konstruktion hatte eine schwache Stelle. Die Lampe durfte überhaupt nicht mehr bewegt werden. Sobald der Strumpf einmal zum Glühen gebracht worden war, zerfiel er bei der geringsten Erschütterung zu Zunder.

In der Neuruppiner Villa war das Gasglühlicht (Auer) bereits Ende der neunziger Jahre durch elektrisches Licht ersetzt worden, desgleichen in der Berliner Wohnung. In Eibenfelde war hieran noch lange nicht zu denken.

Auf einer Ausstellung – heute sagt man „Messe“ – hatte Vater eine Karbid-Gasbeleuchtung entdeckt. Er ließ eine solche sogleich im Herrenhaus einbauen. Im Keller wurde ein großer Eisenblechbehälter aufgestellt, in dem Karbid mit Wasser gemischt wurde, wodurch sich das Gas

entwickelte. Dieses strömte durch verlegte Eisenrohre zu den Deckenkronen in den Wohnräumen. Die Konstruktion der Lichtquellen war dieselbe wie bei dem Auer-Glühlicht, mit Glühstrumpf und Zylinder. Die Einrichtung hatte aber auch ihre Eigenarten. War nach längerer Brenndauer das Karbidgas verbraucht, erloschen langsam, aber sicher die ganze Beleuchtung im Hause unter ohrenbetäubenden Heulen sämtlicher Lampenzylinder, vergleichsam dem Geheul der Schiffssirenen im Hamburger Hafen beim Einlaufen eines Ozeanriesen, der das „Blaue Band“ gewonnen hat. – Gäste, die dieses Zeremoniell noch nicht kannten, erschrecken zu Tode. Geling es dem Diener oder einem sonstigen dienstbaren Geiste, noch schnelle genug in den Keller zu gelangen und an einer von der Decke herunterhängenden Kette über dem Behälter zu ziehen, wodurch die Gasentwicklung erneuert wurde, lebte das Licht wieder auf; und das Licht erstrahlte in alter Pracht. War es aber völlig erloschen, mußten schleunigst die Zufuhrhähne an allen Lampen geschlossen werden, um erst später einzeln beim Neuanzünden wieder geöffnet zu werden. Bestimmt eine recht umständliche und zeit-raubende Prozedur.

Meine Ferienfreunde und ich warteten jeweils mit Ungeduld auf die lautstarke Verdunkelung, um das Entsetzen der Gäste zu genießen. Bei der Erinnerung an diese „Gasfabrik“ im Hauskeller läuft mir heute noch ein Schauer über den Rücken, denn durch das Hantieren mit offenem Licht in der Nähe des Behälters – was sicher oft vorgekommen sein wird – konnte eine Explosion ausgelöst werden, die das ganze Haus mit Bewohnern in die Luft gejagt haben würde.

Nachdem wegen der landwirtschaftlichen Experimente der Anfang der Elektrizität gemacht worden war, schaffte Vater ein Aggregat an, mit dessen Hilfe Strom in das Herrenhaus und in die Stallungen kam. Für die Stromversorgung des Gutsdorfes reichte diese Maschine leider nicht aus. Das war 1909.

17. Die Jagd auf Eibenfelde

Doch nun zur Jagd. Mein Vater war mehr Heger als Jäger. Vielleicht wäre er öfter auf Jagd gegangen; aber diese erforderte Zeit, und Zeit war für Vater ein wertvolles Abstraktum. Vater ging gern einmal auf Hühner oder auf Enten; er schoß auch seine zwei bis drei Böcke; im übrigen beließ er es bei den beiden Treibjagden auf Hasen.

Bevor ich einen Jagdschein (mit 16 Jahren) bekommen durfte, mußte ich drei Rehe weidge-recht aufgebrochen und aus der Decke geschlagen haben. Angelernt wurde ich vom Gutsför-ster.

Das Forsthaus lag im „Försterwald“, südlich des Gutshofes, unweit der Chaussee von Kar-schin nach Czersk.

Ich habe während meiner Ferien zahlreiche Enten geschossen, desgleichen Rebhühner. In jedem Jahr durfte ich vier Böcke schießen. Mit großer Passion verfolgt ich Raubwild. Als ich eines Tages an einer Kieferschonung entlang pirschte, hörte ich es keckern. Mit gutem Wind robbte ich in die Schonung und gelangte bis auf zwei Meter an einen Fuchsbau, vor dem sich vier Welpen spielend balgten. Wenigstens eine Viertelstunde habe ich dieses ansprechende Idyll beobachtet und habe mich dann lautlos zurückgezogen. Ich habe es törichterweise nicht fertig bekommen, den Förster von dem Bau in Kenntnis zu setzen, um mit ihm zusammen den Bau auszugraben. Wieviele Hühner, Gänse, Rebhühner und Enten, aber auch Hasen und Reh-kitze werden dieser Räubergesellschaft zum Opfer gefallen sein. – Der Mensch hat manchmal Anwandlungen, die gegen die Vernunft sprechen. – Ich habe es, wie gesagt, selbst bei mir feststellen können. So ließ ich z.B. als Sechsjähriger eine Maus, die bittend in einem halbge-füllten Honigglas saß, aus ihrem süßen Gefängnis heraus unter einen Schrank kriechen, ob-gleich ich wußte, daß „Mutterchen“ schon lange auf dieses Tierchen böse war und eine Falle aufgestellt hatte.

Sehr im argen lag es mit der Wilddieberei. Alle Förster der weiteren Umgebung, aber auch bis nach Dirschau und Tuchel hatten einen schweren Stand. Es kam häufig zum Kugelwechsel zwischen ihnen und den Wilderern. Mancher Forstmann blieb auf der Strecke. An einem kö-niglichen Förster, der sich bei der Festnahme von Wilderern hervorgetan hatte, nahmen diese furchtbare Rache. Eines Tages gelang es ihnen, diesen Förster zu überrumpeln und zu fesseln. Sie hängten ihn mit den Beinen an einen Baum, so das der Kopf in einem Ameisenhaufen darunter versank. Es war für den pflichttreuen Beamten ein grausames Ende.

Der Eibenfelder Förster Hagemann hatte 1911 einen Kugelwechsel mit einem Wilddieb. Er glaubte, ihn getroffen zu haben; auch fand man Schweiß. Doch von dem Manne selbst war nichts mehr zu sehen. Am nächsten Tage fehlte der Vorarbeiter in der Gutziegelei (auch einer der von Vater eingerichteten Betriebe). Der Mann war unauffindbar. Erst nach einem Vier-teljahr stand er eines Morgens wieder auf seinem Platz in der Ziegelei. Da er dringend ver-dächtig war, der

Gegner des Gutsförsters beim Kugelwechsel gewesen zu sein, wurde er vom Landgendarm festgenommen. Es stellte sich heraus, daß er einen ausgeheilten Lungendurchschuß hatte. Er hatte sich mit dieser schweren Verwundung bis nach Preußisch-Stargard – über 100 km – geschleppt. Dort hatte er sich bei Verwandten ohne Arzt auskuriert, hat dann am Ort eine leichte Arbeit aufgenommen und war, als er wieder bei Kräften war, nach Hause zurückgekehrt.

18. Die Wohnung in Berlin

Doch wie meine Eltern zwischen Eibenfelde, Berlin und Neuruppin und vom Norden nach dem Süden – und umgekehrt – hin und her wechselten, muß auch ich in meiner Niederschrift diesem Wechsel folgen.

Wir hatten also eine ständige Wohnung in Berlin, zuerst am Alexanderplatz 1, wo sich auch die Zentrale der Firma Otto Schoening befand. Die nächste Wohnung war im Hause Bülow-straße 58, nahe der Lutherkirche. 1901 zogen wir in das Haus Viktoria-Luise-Platz 1. Hier wohnten die Eltern bis 1910, um anschließend in ein Einzelwohnhaus in der Straße „In den Zelten“, unmittelbar an der Krolloper überzusiedeln.

Die Wohnung am Alexanderplatz hatte sehr große Räume, zum Teil mit drei Fenstern, dar-unter „Das Berliner Zimmer“, ein Eckzimmer zum Hof hin gelegen, durch welches der gesamte Verkehr von den Schlafräumen und der Küche über einen langen Korridor zu den vorderen Wohnräumen und zum Entrée führte. Dieses „Entrée“ lang an dem Vorderaufgang, dem „Aufgang nur für Herrschaften“, wie am Straßeneingang zu lesen stand. In der Küche befand sich die Tür zur Hintertreppe, die über den Hof zu erreichen war. Der Hinweis lautete: „Aufgang für Dienstpersonal und Lieferanten“. Diese Schilder waren an allen Berliner Wohnhäusern üblich.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wohnte jeder Kaufherr, jeder Bankherr, jeder Gewerbetreibende, jeder Industrielle im Hause seiner Firma oder seines Unternehmens bzw. in unmittelbarer Nähe derselben. Einen „Neuen Westen“, in den später die Privatwohnungen verlegt wurden, gab es noch nicht in Berlin. Dort, wo später die Tauentzienstraße entstand, war eine Chaussee, neben welcher eine Dampfbahn, von Charlottenburg kommend, durch die neue

Bülowstraße zum Halleschen Tor fuhr. – Die Wohnung in der Bülowstraße ähnelte der vom Alexanderplatz wie ein Ei dem anderen.

Die Wohnung am Viktoria-Luise-Platz war indessen nach neuzeitlichen Gesichtspunkten ge-baut. Es war das erste Haus an dem neu angelegten Platz. Ein Eckhaus zwischen Winterfeld- und Motzstraße. Als wir einzogen, standen noch zwei weitere Häuser im Bau, darunter das Lettehaus. Man konnte von der Wohnung über Halensee hinweg nach dem Grunewald sehen. Sie lag im ersten Stockwerk. Der Aufgang war der damaligen Mode entsprechend mit Mar-mor getäfelt und mit Messingornamenten ausgeschmückt. Über einen roten Veloursteppich gelangte man zur Treppe, die um den Fahrstuhl herumführte. Auch die Treppe war mit gleichem Läufer bis zum vierten Stockwerk hinauf belegt. Am Eingang befand sich eine Portier-loge, in welcher sich der Hausmeister (eben Portier genannt) aufhielt, um mittels Druckknopf Bewohner und Besucher durch die Haustüre einzulassen. Besucher lancierte er gewandt in den Fahrstuhl, den nur er bedienen durfte, um stetes einen Obulus einzukassieren.

Die Wohnung war in ihrer Raumordnung einmalig. Es waren acht große Räume in einer Flucht; alle mit breiten Schiebetüren verbunden. Es begann mit dem Herrenzimmer, zum Platz hin gelegen; es folgte als Eckzimmer ein saalartiger Raum mit vier Fenstern zum Platz und zwei Fenstern zur Winterfeldstraße. Hieran schlossen sich an: der „grüne Salon“, das Eß-zimmer, das Billard- und gleichzeitig Wohnzimmer, mein Zimmer, das Zimmer der Schwe- stern und das Schlafzimmer der Eltern. Zum Gartenhof hin lag ein Gästezimmer sowie zwei Zimmer für das Personal, Bad, Küche usw.

Die Wagenpferde waren im Stall der „Roten Villa“ am Nollendorfplatz, damals im Besitz eines Prinzen Handjuri, untergebracht.

Das Haus und die Wohnung in den Zelten war sehr repräsentativ mit kleinem Vorgarten hin-ter kunstschmiedeeisernem Gitter, breiter Marmortreppe zum ersten Stockwerk mit schwerem, weichem Läufer und Gobelinbespannung. Ein Saal mit anschließendem Salon lag in ei-nem vorgebauten Hausteil, das Eßzimmer und das Schlafzimmer der Eltern lagen im zurück-springenden Gebäudeteil. Die Schlafzimmer der Schwestern und der Erzieherin sowie sonsti-ger Zubehör lagen im rückwärtigen Teil des Hauses zum Tiergarten hin. Auch Vaters Ar-beitszimmer lag auf dieser Seite. Das Personal, einschließlich des Kutschers und Bereiters,

wohnte im sehr gediegen ausgebauten Dachgeschoß. Im Erdgeschoß waren der Pferdestall und die Remise (Raum für die Kutschwagen) untergebracht. Auch befand sich dort noch die Wohnung des Hausmeisters. Für die reitenden Familienmitglieder bedeutete die unmittelbare Nähe des Tiergartens eine große Annehmlichkeit. Durch ein rückwärtiges Tor gelangte man sofort auf einen Reitweg. Es war für einen Stadtbewohner eine Erholung besonderer Art, sich in dem schönen Tiergarten mit dem Pferde zu tummeln bis hin zum Hippodrom am Bahnhof Zoo, wo auch einige Hindernisse standen. Bei Kälte wurden je nach Lage der einzelnen Wohnungen die Reitbahnen des Tattersalls Beermann am Bahnhof Zoo, des Bandler-Tattersalls oder des Tattersalls am Brandenburger Tor benutzt.

19. Die Reisen nach Italien

Zu Beginn des Winters, nach Beendigung der Hackfruchternte, zogen die Eltern von Eibenefelde nach Berlin; d.h., sie zogen nicht, sondern sie begaben sich; denn die drei Wohnungen waren ja komplett eingerichtet. Nur die Garderobe wurde mitgenommen. Im Februar wurden die Koffer gepackt, und die Familie reiste nach dem Süden. Diese Reisen wurden von 1897 bis 1913 durchgeführt. Von 1908 an war ich nicht mehr dabei; denn das bevorstehende Abiturium erlaubte keine größere Unterbrechung des Unterrichts.

Meistens fuhren wir nach Arco, mit Aufenthalten in Bozen, Meran und Riva am Gardasee. Von dort aus wurden Kurzreisen nach Mailand, Verona, Venedig, aber auch nach Florenz bis hinunter nach Rom und Neapel unternommen. Auch waren wir einmal an der Italienischen und an der Französischen Riviera.

In Genua erregte Vater in einem Restaurant Aufsehen, als er sich ein Birra di Monaco bestellt und dieses unverdünnt, also ohne Hinzutun von Wasser, trank. Birra di Monaco ist nämlich: Münchner Bier!

Die Umgebung von Arco kannte ich allmählich wie meine Hosentasche. Oft war ich allein oben auf dem Kastell, der alten Burg Arco. In den Steinbrüchen machte ich halsbrecherische Klettertouren. Wenn ich heute daran zurückdenke, bekomme ich noch nachträglich weiche Knie.

Mit Vater machte ich des öfteren längere Wanderungen, auf denen wir in ländlichen Osterreich unser Mahl einnahmen. Manchmal war es nur Polenta und ein Glas roter Landwein.

Ein weiteres Reiseziel als Standquartier war auch Abbazia am Golf von Quarnero. Hier interessierten mich die Handelsschiffe, aber auch die Schiffe der k.k. Kriegsmarine. Damals war die Dalmatinische Küste mit dem Haupthafen Fiume, die Halbinsel Istrien und der Golf von Triest noch österreich-ungarisches Gebiet. Auf den Hin- und Rückreisen nach und von Abbazia machten wir jeweils Station in Wien. Um Ostern herum waren wir dann wieder zurück und verbrachten die Ferien mit den Feiertagen in Neuruppin, wohin auch die Wagen- und Reitpferde von Berlin gebracht wurden. Es kam vor, daß wir auch noch Pfingsten nach dort fuhren. Das war dann aber auch der späteste Zeitpunkt für die Übersiedlung nach Eibenefelde. Daß Vater, abgesehen von den Reisen nach dem Süden, sehr viel unterwegs war, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen. Reisen nach Hamburg, London, Bremen, Amsterdam und zwischen den einzelnen Betrieben waren an der Tagesordnung, später auch noch nach Schlesien auf die Güter Altjäger und Altschammendorf.

20. Die Einführung der Schreibmaschine

Daß Vater seine umfangreiche Korrespondenz noch handschriftlich erledigte, war, der Zeit entsprechend, eine Selbstverständlichkeit. Die Briefe wurden mit Kopiertinte geschrieben, in ein dickes Buch zwischen Seidenpapierblätter gelegt, unter welches ein angefeuchtetes starkes Löschpapier kam. Dieses Buch kam dann unter die Kopierpresse, eine Art Schraubapparat, die den Brief fest auf das Seidenpapier preßte und die Schrift gewissermaßen hierauf abzog. Dies war die Tätigkeit der Buchhalterin (die Bezeichnung Sekretärin kam erst später auf). Diese befand sich jeweils am Ort des längeren Aufenthaltes. Erst um 1907 herum trat die neu-aufgekommene Schreibmaschine an Stelle der Kopierpresse. Es sei hier gesagt, daß Vater eine ausgesprochen schöne, stark ausgeprägte Handschrift hatte.

21. Die Bauvorhaben von des Vaters Ernst Wilhelm Schönbeck

21.1. der Stadtgarten

Wie seine Vorväter hatte Vater einen Hang zum Bauen. So baute er unter Assistenz des Stadtbaurates Wichgraf ein „Etablissement“, wie man damals so schön sagte, in Neuruppin, den „Stadtgarten“. Es war ein Restaurant mit einer Gaststätte und einem Café im unteren Geschoss. Beide waren durch ein großes Vestibül mit zweiseitigem Treppenaufgang getrennt. Durch das Vestibül gelangte man in ein Foyer mit großer Garderobenablage. Hinter dem Foyer lag der große Festsaal mit Galerie und beachtlich großer Bühne mit für damalige Verhältnisse äußerst modernem Schnürboden. (Schnürboden ist ein hoher über der Bühne befindlicher Raum zum Hochziehen der Vorhänge, der Prospekte und der Kulissen.) Im ersten Stockwerk des vorderen Gebäudes befanden sich ein kleinerer Saal mit anschließenden Gesellschaftsräumen und mehrere Vereins- bzw. Clubzimmer.

Im Garten, der durch eine architektonisch ansprechende Klinkermauer von der Hauptstraße abgeschirmt wurde, stand eine große Musikmuschel für Blasmusik-Konzerte und Gesangsveranstaltungen, wie sie in der damaligen Zeit beliebt waren.

Wenn auch das Motiv zu diesem Bau eine Erweiterung des Brauereigeschäftes war, so bedeutete die großzügige Ausgestaltung, die weit über den Rahmen einer mittleren Kreisstadt hinausging und die Veranstaltungen kultureller Art erlaubte, wie sie bis dahin nicht möglich waren, weit mehr. Man kann schon sagen, der Stadtgarten war ein rechtes Geschenk an die Vaterstadt.

Zum 110-jährigen Jubiläum der Brauerei 1897 erfolgte die feierliche Eröffnung mit einem Festakt im großen Saal. Die festlich angezogenen Menschen, der geschmückte Saal, die dekorierte Bühne, ein großes Streichorchester, Gesangsvorträge, die Ansprachen von Bürgermeister und Landrat, sowie von anderen Honoratioren, im besonderen Vaters Rede, in welcher er zum Ausdruck brachte, daß die neue Kulturstätte ein Dank an seine Vaterstadt sein sollte, beeindruckten mich Achtjährigen sehr.

21.2. Das Saal- und Garten-Restaurant „In den Zelten II“

In Berlin erwarb Vater 1902 für die Brauerei das altertümliche Saal- und Garten-Restaurant „In den Zelten II“, das „Kaiser-Wilhelm-Zelt“ nahe der Spree am Nordrand des Tiergartens. Der Kaufpreis belief sich auf rund 1.000.000,-- Mark (Goldmark). Er ließ es abreißen und ein Gebäude mit zwei großen, übereinanderliegenden Sälen errichten. Ausführender war der be-kannte Architekt Echtermeyer, der im neuen Berliner Westen, so auch am Kurfürstendamm und im Bayerischen Viertel am Ausbau der Straßenzüge maßgeblich beteiligt war.

Der untere Saal wurde mit großen Gemälden von Hellgrewe mit Motiven aus der Mark Bran-denburg geschmückt, die in ihren Ausmaßen den Wandflächen angepaßt waren. Als Ökonom fungierte ein Pächter, der eine Jahrespacht von 68.000,-- Mark bezahlte.

Ursprünglich, z.Zt. König Friedrich Wilhelms III., waren hier am Rande des königlichen Tiergartens, der damals noch vor den Toren der Stadt lag, Kaffee-Zelte für Spaziergänger mit Genehmigung der Krone aufgestellt worden. Den Zeltinhabern wurde später das Gelände käuflich überlassen mit der Auflage, daß hierauf nur Gaststätten errichtet werden dürften. Diese Bedingung bestand noch im Jahre 1945. Bereits 1944 fiel die Straße „In den Zelten“ in ihrer gesamten Länge einem Bombenangriff zum Opfer. Grund und Boden wurden meinen Geschwistern, welche das Zelt II geerbte hatten, im Jahre 1954 von der Stadt Berlin für den geringen Preis von 143.000,-- Mark abgekauft. Sie waren zu dem Verkauf gezwungen, da sie nicht die Mittel besaßen, ein neues Gebäude aufzuführen, und die Steuern für das Trümmer-grundstück einfach nicht aufbringen konnten. Heute steht auf diesem Gelände die „Berliner Kongreßhalle“.

In den zum Tiergarten hin offenen Garten konzertierte zur Sommerzeit täglich eine Musikkapelle in bunter Phantasie-Uniform. Der Pächter zog indessen auch Militärkapellen, wie z.B. des Neuruppiner Infanterie-Regiments 24 unter Kapellmeister Heinichen, Komponist ver-schiedener bekannter Märsche, und der Berliner Garderegimenter heran.

Als Charakteristikum für die Berliner Mentalität, wie sie sich bis zum Ersten Weltkrieg äußerte sei hier kurz ein Sommernachmittag im Restaurantgarten des Kaiser-Wilhelm-Zeltes geschildert: An den hundert Tischen im Garten und der gleichen Anzahl in den geöffneten Seitenhallen saßen dicht gedrängt im guten Nachmittagsausgehstaat an die 800 bis 900 Berli-ner Hausfrauen jeglichen Alters. Ihre Blicke hingen an dem in einer Husaren-Phantasie-Uni-form steckenden

Dirigenten, der gleichzeitig eine Art Conferencier mimte. – Alle warteten auf das Zeichen zur persönlichen Mitwirkung. So kam denn auch bald die Ansage, daß bei dem Refrain des nächsten Musikstückes mit dem Kaffeelöffel an die Tassen zu klopfen wäre. – Man macht sich keine Vorstellung, mit welcher Begeisterung die Berlinerinnen sich dieser Aufgabe unterzogen. In der Folge kam dann noch das Kinderlied aus „Hänsel und Gretel“ von Humperdinck zum Vortrag mit dem Text: „Mit dem Köpfen nick, nick, nick! – Mit dem Fin-gerchen tick, tick, tick! – Einmal hin, einmal her, rundherum! Das ist nicht schwer!“. In den nächsten Versen kamen dann auch noch „Füßchen und Händchen“ zu ihrem Recht. Und diese natürlich wieder unter gesanglicher und mimischer Mitwirkung der Kaffeetanten und -schwestern. Das erstaunlichste war der eigene Beifall der Masse nach vollbrachter Tat. Man glaube aber nicht, daß es sich bei den Gästen nur um eine bestimmte Kategorie von Spießbür-gerinnen handelte! Keineswegs! Denn auf dem Wagenplatz am Rande des Tiergartens warte-ten zahlreiche Equipagen mit gutadjustierten Kutschern, welche von den Restaurants aus im Auftrage ihrer „Gnädigen“ mit Kaffee und Kuchen, auch mit einem „Schnitt“ Bier und einer Zigarre, bedient wurden.

Dem Leser wird der Gedanke gekommen sein, daß der recht beachtliche Kaffeeverbrauch auch der Firma Otto Schoening zugute gekommen sei. So war es auch. Das Bier kam aus Neuruppin, der Kaffee vom Alexanderplatz.

Die Brauerei hatte die Bierniederlage in Berlin in der Stephanstraße, von wo eine größere Anzahl Restaurants und Bierstuben beliefert wurden, darunter eine Porterstube in eigener Re-gie in der Friedrichstraße.

22. Vater Ernst Wilhelm Schönbeck als Arbeitgeber

Obwohl Vater alle Zügel allein in der Hand hielt, kauten sämtliche Betriebsleiter in Berlin und in Neuruppin sowie die Inspektoren und Brennmeister in Eibenfelde brav auf der Trense.

Bei Eigenmächtigkeit, Nachlässigkeit oder Gedankenlosigkeit, durch die ein Schaden verur-sacht wurde, konnte Vater sehr scharf sein und griff mit einer Härte durch, die mich als Jun-gen frap-pierte. Verschiedentlich kam es zu fristloser Entlassung. Selbst die Pächter der verschiedenen

Restaurants, die über recht beachtliche eigene Vermögen verfügten, gingen auf Draht und wagten nicht, gegen die verschiedenen Auflagen in ihren Pachtverträgen zu verstoßen.

23. Die Bekannten des Vaters Ernst Wilhelm Schönbeck

Bei Vaters Inanspruchnahme durch seine vielseitige Tätigkeit war der Verkehrskreis der Eltern begrenzt. Abgesehen von der nächsten Verwandtschaft Schönbeckscher und Ebellscher Seite, pflegten die Eltern Verkehr mit den nächsten Gutsnachbarn von Eibenfelde und mit den Oberförstern der königlichen Forsten. (Ein Oberförster der damaligen Zeit entsprach dem heutigen Forstmeister. Der Titel Forstmeister wurde einem Oberförster nach einer 25-jährigen Dienstzeit verliehen. Die heutigen Revierförster hießen schlicht Förster, und der heutige Oberförster hieß Hegemeister.).

Besonders befreundet waren die Eltern mit dem Oberförster Guderian vom Forstamt Königswiese. Frau Guderian war eine Bremerin, eine reizende, bildschöne, literarisch und musikalisch hochbegabte Frau, die ich im Stillen sehr verehrte.

Gern gesehene Gäste waren die Offiziere und ihre Damen aus der großen Garnisonstadt Graudenz und aus der Kreisstadt Konitz. Zum engeren Freundeskreis gehörten die Familie des Bildhauers Professor Geyer aus Berlin, deren drei Töchter mit meinen Schwestern sehr harmonierten, und, wie bereits erwähnt, die Familie des Landschaftsmalers Hellgrewe.

Von Professor Geyer wäre zu berichten, daß er den überlebensgroßen Fries aus hellem Sandstein am Berliner Rathaus geschaffen hat. Dieses das große Gebäude umlaufende Relief stellt die Geschichte der Stadt Berlin dar. Es war das Lebenswerk dieses in seiner Gestaltungsmannier einmaligen Künstlers.

In der Freundschaft mit diesen beiden grundverschiedenen Männern fand Vater seinen Ausgleich. Im Kreise dieser drei war ein gesunder Humor zu Hause. Zur Charakterisierung, dieses guten Verhältnisses folgende Anekdote:

Vater und Hellgrewe sitzen eines Abends bei einer Flasche Geiling Trocken im Hansasaal des Kaiserkellers in der Friedrichstraße. In einer stillen Nische des im schweren flämischen Barock getäfelten Raumes geben sie sich ihren Problemen hin. Obgleich genügend Tische frei sind, fühlen

sich zwei Ehepaare gemüßigt, sich mit kurzem Gruß an ihren Tisch zu setzen. Beide Herren verfallen sofort in nachdenkliches Schweigen. Als die Fremdlinge gerade ihre Gläser gefüllt haben, murmelt Hellgrewe mit Grabesstimme und trauerumflorten Blick in sein Glas: „Heute sind es genau zehn Jahre her!“ Dann schweigt er. Nach kurzer Pause antwortet Vater: „Es war im Chinesischen Meer!“ – Pause – Hellgrewe: „Es war das Dollste, was ich erlebt habe.“ – Pause – Vater: „Es war die Hölle!“ – Pause – Die vier unerwünschten Tisch-nachbarn horchen auf und spitzen die Ohren. Hellgrewe: „Wellen von 12 bis 15 Meter. Unser Äppelkahn war nur noch ein lächerliches Spielzeug des Taifuns!“ – Pause – Vater: „Das letzte Beiboot ging über Bord. Wir umklammerten den vorderen Mast, als ein furchtbarer Brecher den 1. Offizier von der Brücke fegte.“ – Pause – Hellgrewe: „Ja, und da haben wir uns am Mast festgebunden.“ – Pause – Vater: „Der Maschinenraum war unter Wasser.“ – Pause – Hellgrewe: „Das Schiff gehorchte nicht mehr dem Ruder. Wir lagen quer zum Sturm.“ – Pause – Hellgrewe: „Ja, und als wir wieder ins Wellental gedrückt wurden, war Schluß!“ – Vater: „Es war furchtbar! Mit dem Bug voran, das Heck hoch, sackte der kleine schmucke Dampfer ab. Aus!“ – Hellgrewe: „Genau vor 10 Jahren!“ Dann blickten beide erinnerungs-schwanger in ihre Gläser. Erregt rutschen die Fremdlinge auf ihren Stühlen hin und her. Dann faßt einer der Herren Mut: „Verzeihen Sie bitte, meine Herren! Wir waren soeben unfreiwillige Hörer ihrer Unterhaltung. Darf ich fragen, wie sie gerettet wurden?“ – Großes Erstaunen bei Vater und Hellgrewe. – Dann letzterer: „Gerettet? --- (und auf echt Berlinisch) --- wir sind ersoffen!“ – Voll Trauer senkt sich ihr Blick wieder in die Gläser; dann erheben sie die Kelche und trinken sich erst und schweigend zu. – Nach einer Minute sitzen sie wieder allein an ihrem Tisch.

Gewissermaßen als Stammlokal diente der Künstlerkeller von Luther und Wegener an der Ecke Beeren-/Charlottenstraße. Vom Staatssekretär über den Bankpräsidenten und den Literaten bis zum Kammersänger und Hofschauspieler war dort alles anzutreffen. Die Künstler und die großen Mimen gaben den Ton an.

So saßen auch eines Spätnachmittags Vater mit seinen Freunden Geyer und Hellgrewe mit dem Helden Tenor des Königlichen Opernhauses, dem Kammersänger Niemann, bei einem guten Glase Wein zusammen. Die Stimmung war gelöst. Man sprach von Operntexten und über das Aufnahmevermögen der Opernbesucher. Niemann verstieg sich in übermütiger Laune zu der

Behauptung, daß er getrost einen anderen Text singen könne, als die Partitur enthielte, ohne daß das Publikum es merken würde. Man widersprach ihm heftig. Hierauf ging der Schecken mit dem Sänger durch. „Kommen Sie morgen in die „Walküre“, da werde ich es Ihnen beweisen!“ rief er. „Ich beginne Siegmunds Liebeslied mit den Worten: ‚Winterstrümpfe stinken im Wonnemond‘ statt ‚Winterstürme wichen dem Wonnemond‘, und niemand wird diese Textänderung wahrnehmen.“





Elisabeth
mit 18 Jahren



„Mutterchens“
43. Geburtstag
12. 7. 1908

als Gäste Frau v. Schramm
mit Töchtern Sabine
und Wera
oben Administrator
Herr Kohlbach.



Anneimaries Konfirmation
Palmsonntag 1910.
Abfahrt zur Mockrauer
Kirche

Vater bezweifelte es, daß der Sänger dies wagen würde. Darauf bot Niemann eine Wette an: „Einen Korb Mumm!“ Vater nahm die Wette gegen sechs Logenplätze. Niemann schlug ein. Am nächsten Abend saßen die Eltern mit Hellgrewes und Geyers in der Oper, und Vater verlor die Wette. Niemann sang das Lied von den Winterstürmen, und kein Besucher horchte auf. Vielleicht waren einige unter ihnen, die glaubten, sich verhöhrt zu haben.

24. Freund der Familie Richard Schoenbeck

Zu den Freunden des Hauses gehörte noch der Major a.D. Richard Schoenbeck (geb. 1844, gest. 1919). Die gemeinsame Passion für Pferde hatte Vater mit ihm zusammengeführt.

Wenn auch ein gemeinsamer Ahn nicht ermittelt werden konnte, so deutete doch das gleiche Wappen auf eine gemeinsame Abstammung hin.

Bei seinem ersten Besuch auf Eibenfelde trug er folgendes Gedicht ins Gästebuch ein:

Haus Eibenfelde

Nun merket auf und höret zu,

Was jetzo ich vermelde:

Es liegt im fernen Preussenland

Ein Landgut, Eibenfelde.

Es war in Polenhänden einst,

Trug einen slaw'schen Namen, -

Jetzt ist es wieder dort gut deutsch

Und evangelisch! – Amen!

Und der in Eibenfelde sitzt,

Hier hindert's dorten zulässt,

Und wenn es nottut, jederzeit

Mit fester Hand mal zufässt, -

Ein Schönbeck ist's, vom alten Stamm,

Ein Nam' von gutem Klange,

Und der ihn dort mit Ehren trägt,
Um den ist mir nicht bange!
Er führt im alten Wappenschild
Zwei Jungfrau'n, hold und minnig,
Die dritte oben als Zinnier –
Ein Wappen, stolz und sinnig.
Drei holde Töchter, jugendfrisch
Hat ihm der Herr gegeben –
So ist das alte Wappenschild
Erweckt zu neuem Leben; -
So ist der alte Spruch erfüllt,
den einst umschlang das Wappenbild:
„Im silbernen Feld zwei Jungfrau'n rein,
Das soll das Wappen der Schönbecks“ sein.
Die Dritt, im Jugendglanze
Krönt als Zinnier das Ganze!“
Im häuslichen Kreise schaltet mild
Die zücht'ge Hausfrau weise.
Die Leier nehme ich zur Hand,
Wenn ihre Art ich preise.
Der Sohn, des edlen Hauses Spross,
wird wie der Vater walten,
Den alten Namen sicherlich
wird er in Ehren halten!
So bin ich alter Veteran
Einst in diese Haus gekommen,
Und wurde, weil's dort Sitt' und Brauch,
Recht gastlich aufgenommen.
Den gleichen Namen führ auch ich,

und bin von gleichem Stande,
Und habe treu und ehrenfest,
Gedient dem Vaterlande.
Weiss nicht, ob meine Väter einst
Land, Hab und Gut besessen –
Und haben sie's – Du lieber Gott –
Dann ist es längst vergessen.
Ich war des Königs Offizier,
Mein Reichtum ist die Ehre,
Mein Gold war nur der Sonnenschein –
Weiss nicht, was besser wäre!
Und als ich trat in Euer Haus,
fühlt' ich ein Wohlbehagen.
Wie Ahnenhauch umfing es mich,
Wie Gruss aus Jugendtagen.
Der liebe Name, wie vertraut,
Mir zittert Herz und Lippe:
Wie Blitzschlag ging es durch mein Sein:
Ihr seid von meiner Sippe!
Die Frauen auch vom Wappenschild,
Sie grüssten mich so gastlich.
Heiss quoll es mir im Herzen auf,
Hier bin ich und hier rast' ich!
So schirm' Dich Gott, verwandtes Haus
Und schenk' Dir Heil und Segen –
Er giesse seine Gnade aus
Auf allen Euren Wegen.
Der alte neue Vetter
Richard Schoenbeck

und seine Eheliebste

Anna Schoenbeck

Richard Schoenbeck wurde als Premier-Lieutenant und Regimentsadjutant im Infanterie-Regiment 62 im Kriege 1870/71 durch Lungenschuss verwundet. Er verblieb noch in der Armee bis zum Major und Bataillonskommandeur. Aus Gesundheitsgründen nahm er den Abschied. Sein Vater war Landstallmeister in Thüringen. Daher auch die Pferdepassion des Sohnes. Wegen der bei der Kavallerie erforderlichen hohen Apanage konnte er leider nicht bei dieser Waffengattung eintreten, sondern wurde vom Kadettenkorps aus der Infanterie zugeteilt. Aber auch hier verstand er es, sich gute Pferde zu halten. Als Adjutant und später als Kompaniechef ritt er junge Pferde und veräußerte sie an berittene Offiziere der Fusstruppen, die brennend gern ruhige, an die Truppe gewöhnte, Streitrosser kauften.

Durch seinen Vater reiterlich streng erzogen und nach der Kavalleriereitvorschrift ausgebildet, hatte er bald die Misstände bei der infanteristischen Reiterei erkannt. Hier wollte er Abhilfe schaffen. So verfasste er bereits 1875 als Kompaniechef in Magdeburg ein Handbuch für berittene Offiziere der Fusstruppen.

Aber bereits als Premier-Lieutenant hatte er eine Broschüre über das gleiche Thema veröffentlicht. Er gründete auch den „Magdeburger Reiter-Verein“, der es sich zur Aufgabe stellte, Reitpferde in gemeinsamen Stallungen unterzubringen, Offizier-Pferdeburschen in der Pferdepflege zu unterweisen, Reitunterricht und Dressur von Pferden zu ermöglichen und eine Reitbahn für Winterreiten zu bauen. Er selbst und Offiziere des Magdeburger Artillerie-Regiments stellten sich als Reitlehrer zur Verfügung. Diese Initiative fand den Beifall des Kommandierenden Generals, Graf von Blumental, der den Ausbau des Institutes wärmstens protegierte.

Richard Schoenbeck war somit bahnbrechend für die Ausbildung der Infanterie-Offiziere geworden, da durch das Musterbeispiel in Magdeburg und durch sein Reithandbuch höchste Stellen veranlassten, durch höhere Pferdegelder eine bessere Berittenmachung der Infanterie-Offiziere zu ermöglichen.

Es sei bemerkt, dass Richard Schoenbeck dieses Buch und noch zahlreiche andere Reit- und Fahrbücher selbst illustrierte. Sein Hauptwerk war „Das Pferd in der bildenden Kunst“, in welchem er Reiterstandbilder vom Altertum bis zur Neuzeit und Reitergemälde der letzten Jahrhunderte kritisch beleuchtete.

Als Pferdemaler brachte er eine Kunstmappe mit 24 Buntdrucktafeln über Pferderassen heraus, die weiteste Verbreitung fand. Im Brockhaus der damaligen Zeit waren einige Bilder aus dieser Kunstmappe als Beispiele für „Pferderassen“ wiedergegeben. Im Eibenfelder Haus hingen die Bilder eingerahmt auf den Fluren und an den Treppenwänden. Noch im Jahre 1946 erzählte mir ein Mitgefangener, seines Zeichens Ungarischer Oberst, dass im Offiziers-kasino des ihm unterstellten Remontedepots alle 24 Bilder die Wände geschmückt hätten.

Richard Schoenbeck war der Konstrukteur der bekannten „Schoenbeck-Kandare“, deren Beschreibung ich dieser Niederschrift beifügen werde. Diese Kandare eignete sich vorzüglich bei Pferden mit schwierigem Hals und solchen mit empfindlichen Maul. In Eibenfelde hat Onkel Richard, wie wir Geschwister ihn nannten, eine Reihe von Pferdeportraits gemalt. Aber auch die Rundplastik war ihm nicht fremd. Manches Bronzerelief von berühmten Beschälern und Zuchtstuten entstammte seiner Hand. Desgleichen Bronzeplastiken von Derbysiegern, die häufig als Renn-Ehrenpreise vergeben wurden.

Als seinen hippologischen Erben, so bezeichnete mich Onkel Richard, hatte er mich in seinem Testament unter anderen wertvollen Erinnerungsstücken mit seiner berühmten Kandaren-sammlung bedacht, die die furchtbarsten Marterinstrumente vom Altertum bis Neuzeit enthielt. Diesen Folterwerkzeugen hatte er den Krieg angesagt. Als Streiter für das Pferd, das edelste Geschöpf nach dem Menschen, und als Lehrer und Berater von Reitern und solchen, die es werden wollten, war Richard Schoenbeck in den reiterlichen Kreisen des ganzen Reiches bekannt und hochgeschätzt; so war es naheliegend, ihn zum Anfang des Jahrhunderts als Vizepräsidenten des Kartells für Reit- und Fahrsport fungieren zu sehen.

Verheiratet war Onkel Richard mit einem Fräulein von Aulock aus Oberschlesien, welches 1904 im Alter von 50 Jahren starb. Die Ehe blieb kinderlos.

Onkel Richard heiratete zum zweiten Male eine, um viele Jahre jüngere Berlinerin, doch trennten sich beide bereits nach fünf Jahren. Wie er mir gelegentlich eines Besuches bei ihm in Potsdam

selbst anvertraute, war er zu der Einsicht gekommen, dass diese Ehe wegen des Altersunterschiedes ein schwerer Irrtum seinerseits war. Um vor aller Welt zu beweisen, dass die Scheidung in allerbestem Einvernehmen erfolgte, adoptierte er seine geschiedene Frau und setzt sie als Universalerbin ein. Ich überlasse es den Lesern, Kombinationen über die hierdurch entstandenen verwandtschaftlichen Beziehungen anzustellen.

Dass ich mich im Vorhergesagten so eingehend mit der Person Richard Schoenbecks befasste, ist ein Beweis für meine grosse Verehrung und Zuneigung zu diesem hochbegabten ritterlichen Offizier und eleganten Charmeur.

25. Pastor D. Schmökel

Ein freundschaftliches Verhältnis verband die Eltern mit unserem evangelischen Geistlichen, dem Pastor D. Schmökel, in Mockrau, unserem Kirchdorf. Er war ein Seelsorger, wie er nicht besser in den preußischen Osten passte. Vater schätzte die abendliche Unterhaltung mit die-sem, allen menschlichen Nöten aufgeschlossenen Manne sehr. Dieser war mit seiner preussischen Heimat fest verwurzelt. Seiner Liebe zu Land und Leuten gab er in verschiedenen Buchwerken beredten Ausdruck. Auch über Eibenfelde und seine Menschen schrieb er ein kleines Buch, in welchen verständlicherweise die Namen des Ortes und der Personen verändert waren. Seine Frau war eine klare und in ihrem Wesen – selbst im reifen Frauenalter - kindlich reine Persönlichkeit und erinnerte an die Sixtinische Madonna von Raffael.

26. Gesellschaftsabende

Als meine Schwestern Emma und Elisabeth ihre Zeit im Dresdner Pensionat beendet hatten, gaben die Eltern während der Winterzeit in Berlin zahlreiche Gesellschaftsabende. Soirées waren an der Tagesordnung. Für mich als Jüngling, der diesen Veranstaltungen, besonders auch während meiner Danziger Gymnasialzeit, noch fern bleiben musste und somit nur zeitweise unsichtbarer Beobachter war, entbehrten diese Abende nicht der Komik.

Als Gäste erschienen prominente Persönlichkeiten, denen die Eltern gesellschaftlich verpflichtet waren, Freunde des Hauses und Freundinnen meiner Schwestern und, was selbstverständlich, Vettern und Kusinen der Schönbeck'schen und Ebell'schen Verwandtschaft. An jüngeren Herren wurden uns bekannte Offiziere der westpreussischen Regimenter, welche zu den verschiedenen Militär-Akademien kommandiert waren und von diesen in Vorschlag gebrachte Kameraden eingeladen.

Die Begrüssung war stets sehr formell und feierlich. Dann wurde ein Glas Sekt gereicht, und anschliessend begab man sich in den Saal, wo der Konzertflügel bereits geöffnet war.

Nachdem alle Gäste Platz genommen hatten, begann der musikalische Teil. Irgendein Amateur-Pianist präludierte mit einem klassischen Stück. Es folgten die älteren und jungen Damen mit Arien und Liedern. Den Debütantinnen sah man bereits lange vor dem Auftritt das Lampenfieber an; einmal wurden sie blass, dann wieder rot, und zwischen den Händen zwirbelten sie das Taschentüchlein zu einem kleinen Frubbelchen. Es sei bemerkt, dass die Damen lange Handschuhe trugen. Ein jüngerer Herr, der dem Hause nahe stand, übernahm den Ablauf des vorgesehenen Programms und führte die Sängerin an den Flügel.

Die älteren Damen standen in siegesgewisser Pose, das Notenblatt in den gefalteten Händen, die sie bei hohen Partien fest an den Busen drückten, wobei sie eine kleine Verbeugung machten, um den Eindruck zu erhöhen. Je nach Temperament säuselten oder schmetterten sie. Ich entsinne mich einer überlebensgrossen, statiösen Oratoriensängerin, die den Mund so weit aufbekam, dass man über der hochgeworfenen Oberlippe nur noch die Augenbrauen sah, während ihr Kehlsack tief auf den wogenden Busen sank. Ihrer Kehle entquoll ein gewaltiger Mezzosopran, der unbedingt Achtung erheischte. Verschiedene Male habe ich sie bei Kirchenkonzerten gehört. Hierbei hat mich ihr Gesang stark beeindruckt, zumal sie auf der Empore stand und für den Zuhörer nicht sichtbar war. Aber auch in einem kleineren Saal wie bei uns wurde jeder von ihrer Erscheinung und von der machtvollen Stimme überwältigt.

Die ganz jungen hatten – wie gesagt – weiche Knie und liessen manchmal die Stimme um eine halbe Oktave fallen. Die Zuhörer reckten dann ruckartig die Häse, um der vergehenden Sängerin wieder auf die richtige Höhe zu helfen. Dies war aber eine vergebliche Liebesmühe. Ein Violinvortrag oder ein Herrenstreichquartett liess die Gemüter wieder aufatmen. Nicht nur

Damen, sondern auch Herren traten als Sänger in Erscheinung, teils als Heldenentöre, teils als Troubadoure. Begeisterung heuchelnd standen die jüngeren Herren am Kamin und an den Türen und ersehnten das Ende des Sängerkrieges, das Ende dieses gesellschaftlichen ersten Teils.

Der zweite, das Souper oder manchmal auch das Kalte Büffet, sagte ihnen entschieden mehr zur. Anschliessend wurde bis 1 Uhr getanzt. Hierzu erschien ein engagierter Klavierspieler. Getanzt wurde: Walzer und Polka, nur rechts herum, Rheinländer und die beliebte Quadrille, allenfalls auch Polonaise.

Auf der Einladungskarte stand: „Wagen 1 Uhr“. (Es war selbstverständlich, dass man Pferde nachts nicht warten liess. Am Tage wurden sie während einer Wartezeit im Schritt bewegt. Man fuhr damals noch mit Aufsatzzügel, die bei längerem Warten zu einer Marter für die Pferde wurden. Stand die Wartezeit fest, wie z.B. bei Ausflügen, wurden die Aufsatzzügel am Kammdeckel ausgehakt, so dass die Pferde den Hals lang bekamen).

27. Kostümfeste

Zwangloser waren die beliebten Kostümfeste. Auf den Einladungskarten wurde auf die gewünschte Art der Kostüme hingewiesen, wie z.B. „Basar in Bagdad“ oder „Kirschblütenfest in Tokio“. Es erschienen Scheichs und Beduinen, Händler und Gaukler, verleierte Odalisken und Prinzessinnen bzw. Geishas, buntgekleidete Japaner und stolze Seeoffiziere oder Matrosen. Die Räume waren dem Charakter des Festes entsprechend ausgeschmückt. Gelegentlich gaben die Eltern solche Feste auch im Hotel „Prinz Friedrich Karl“ in der Albrechtstrasse. Anlässlich eines solchen Kostümfestes, an dem ich als Oberprimaner ausgangs der Weihnachtsferien 1908/09 teilnehmen durfte, verlobte sich meine Schwester Elisabeth mit dem zur Militärtechnischen Akademie kommandierten Artillerie-Oberleutnant Otto von Vangerow.

28. Schulausbildung von Ludwig Wilhelm Schönbeck

Über meine Schulausbildung könnte ich eine Dissertation schreiben.

28.1. Überblick

T

hema: „Pädagogen“. Ich erspare es meinen Lesern und mir. Meine Schulausbildung begann in der Gymnasial-Vor-schule in Neuruppin. Die unterste Klasse hiess „Nona“, die nächste „Oktava“ und die dritte „Septima“. Aus der Septima schied ich nach einem halben Jahr aus, als meine Eltern wegen der schweren Erkrankung meiner jüngsten Schwester nach Würzburg zogen, wo ich mit den bayerischen Lehrern, wie bereits berichtet, keine guten Erfahrungen machte. Der Rohrstock wurde munter geschwungen. Wir Schüler schützten uns mit einem schwarzen Wachstuch-Diariumdeckel im Hosenboden. Bis zum Umzug nach Würzburg hatten meine Geschwister und ich zu Hause eine „Mademoiselle“, eine französische Erzieherin, von uns kurz „Made“ genannt. Zu Ostern 1908 kam ich in die Sexta des im Aufbau begriffenen königlichen Kaiser Friedrich-Real-Reform-Gymnasiums in Charlottenburg. Diese Schule befand sich damals in der Passauerstrasse 3, nahe der Tautenzien-Strasse. (Sechs Jahre später sollte meine Frau als kleine Schülerin der Kirsteinschen höheren Töchterschule dieselbe Schulbank drücken, als ihr Vater zum 1. Parade-Feldartillerie-Regiment versetzt worden war).



Die vier Geschwister
1907

Während der fälligen Reisen nach dem Süden hatte ich jeweils Privatunterricht bei einem österreichischen Professor in Arco. Als ich als Quintaner nach Rückkehr aus dem Süden nicht nach Quarta versetzt werden sollte, wechselte ich über auf eine Privatschule in der Bülow-Strasse,

unmittelbar am Nollendorfplatz. Von dort machte ich die Aufnahmeprüfung in die Untertertia des königlichen Kaiser Wilhelm Reform-Realgymnasiums in der Kochstrasse. Dort verblieb ich drei Jahre bis zu meiner Einsegnung (Jerusalem Kirche, Pastor Fischer), um wieder nach einer Südenreise im Frühjahr 1904 für ein Jahr das Internat-Pädagogium Fürstenberg in Mecklenburg aufzusuchen.

28.2. Das Gymnasium in Danzig

Von dort machte ich die Aufnahmeprüfung nach der Obersekunda des Real-Reformgymnasiums zu St. Johann in Danzig. Dort fand ich eine reizende Aufnahme bei dem Professor Giese des gleichen Gymnasiums. Diese Jahre in Danzig bei dem trefflichen „Onkel Paul“ Giese und seiner Eehälfte „Tante Laura“ zusammen mit 5 Mitpensionären waren die schönsten und inhaltsreichsten meiner ganzen Schulzeit.

In Danzig nahm ich meinen, bereits mit sechs Jahren begonnenen und bis Obertertia durchgeführten Violineunterricht wieder auf. Mein Lehrer war Zwischenaktsdirigent und erster Geiger im Opernorchester. Technisch hatte ich keine großen Fortschritte bei ihm gemacht. Dafür besprach er mit mir die Motive der in Vorbereitung befindlichen Opern. Voller Begeisterung besuchte ich jede Opernaufführung. Heute noch bin ich diesem säumigen Lehrer für seine Abschweifungen im Unterricht dankbar, denn ich habe für mein Leben mehr profitiert, als es durch schwierigste Etüden der Fall gewesen wäre. Er war es auch, der den Mitgliedern seines Opernorchesters den Urlaubsaufenthalt im Annastift bei Eibenfelde vermittelte.

In meiner Pension befanden sich hauptsächlich Söhne von Landfamilien. Sie wollten später den väterlichen Besitz übernehmen oder Offizier werden. Sie kamen aus West- und Ostpreussen.

In den drei Gymnasien in Danzig waren in den höheren Klassen rund 5 % Söhne von Rittergutsbesitzern. Gleiche Erziehung und gleiche Interessen zeitigten manche wertvolle Freundschaft. So verband mich auch bald ein festes Band mit zwei Söhnen vom Lande, August von Hanstein aus Dominke, Kreis Stolp in Pommern, und Robert Schrader aus Zechlau, Kreis Schlochau in Westpreussen. Wir harmonierten bestens und beschlossen, uns beim Husaren-

Regiment Fürst Blücher von Wahlstatt als Fahnenjunker zu melden, d.h. die Anfrage wegen Annahme hatte von unseren Vätern beim Regimentskommandeur zu erfolgen.

Aber der Eintritt beim Regiment konnte erst nach bestandenen Abiturientenexamen erfolgen. Ein Teil der Kavallerie-Regiments-Kommandeure, so auch Oberst von Bitter, stellten für ihre Offizierskorps diese Bedingung.

Im allgemeinen genügte die Reife für die Unterprima. Die Abiturienten erhielten bei ihrer Ernennung zum Leutnant als Äquivalent ein Vorpatent von zwei Jahren. Zwischen den früheren Abiturienten des Gymnasiums zu St. Johann und den Primanern bestand eine von oben nicht erlaubte, indessen still geduldete „Verbindung“ (eine Art studentischer Zusammenschluss), eine Art Patriarchie. Jeder Oberprimaner war Leibbursch von einem selbst erwählten Unterprimaner als Leibfuchs.

Die Zusammenkünfte fanden zu abendlicher Stunde in einem Vorortgasthaus statt. Sie hiessen „Thing“. Die Vorstellung der neuen Fuchse erfolgte auf dem ersten Thing des begonnenen Schuljahres. Hierzu kamen, soweit möglich, die „Alten Herren“, um ihren dynastischen Nachwuchs zu begutachten.

Bei meiner feierlichen Aufnahme als Fuchs wurde ich von meinem Leibburschen, Willi Schottler – er stammte von einem Rittergut bei Schneidemühl – meinem „Grossvater“, „Ur-grossvater“, „Ururgrossvater“ und „Urururgrossvater“ vorgestellt. Aber auch ein „Ahn“ des Abiturienten-Jahrganges 1889 war zur Stelle. Die „Things“ vollzogen sich nach studentischem Kommet, wofür von jeher die „Alten Herren“ sorgten, die zum Grossteil Akademiker waren.

Ich besass bei dem Abgang vom Gymnasium eine herrliche „Bierbibel“, ein Kommersbuch mit Autogrammen von vielen „Vorfahren“ und berühmten Männern, die einst das Gymnasium zu St. Johann besucht hatten. Der „Thing“ tagte vielleicht sechs bis acht Mal im Jahre. Durch meinen Operndirigenten hatte ich die Bekanntschaft von zwei Opernsängern, dem Tenor Spitzer und dem Tenorbuffo Arnoldi, gemacht. So wurde es mir möglich, mehrere Logenstehplätze im Abonnement für jeweils 1 Mark durch ihre Vermittlung zu erhalten. Ich teilte die Abonnements unter meinen besten Freunden auf. Zu uns gesellten sich dann noch einige „Alte Herren“ des Thing, der Juniorchef der Zigarettenfabrik Borg und ein Schiffsmakler, sowie drei Korpsstudenten des Korps Saxonia der Technischen Hochschule Danzig.

Die Logenstehplätze für uns Gymnasiasten und für die Studenten bedingten als Anzug einen Smoking. Stehen mussten wir nur, wenn alle Logenplätze besetzt waren, was meistens nicht der Fall war. Der vorgenannte Kreis traf sich nicht nur zu jeder neuen Operaufführung (selbstverständlich nicht Premiere), sondern auch zu Schauspielen.

Es war naheliegend, dass wir nach den Aufführungen nicht gleich in unseren recht nüchternen Betten schlafen wollten, sondern die gehobene Stimmung langsam abklingen lassen wollten. Dies war in Öffentlichen Lokalen für uns Gymnasiasten mit gewissen Gefahren verbunden. Wurde man von einem Lehrer in einem Lokal ohne Begleitung von Eltern oder sonstigen seriösen Erwachsenen getroffen – gleich zu welcher Tageszeit – lief man Gefahr, geschasst zu werden, d.h. fristlos von der Schule gewiesen zu werden. So musste man ein Zusammentreffen mit den Lehrern vermeiden. Da unsere alten Professoren und gesitteten Oberlehrer nur gut bürgerliche Bierlokale, bestenfalls den Ratskeller besuchten, wählten wir nach dem selbstverständlich erlaubten Besuch des Theaters, der Oper oder eines Konzertes als Treffpunkt das Kabarett. Hierhin verstieg sich wegen der „Anrühigkeit“ keiner unserer würdigen, sitten-strengen Pädagogen.

Es sei erwähnt, dass wir hier die später bekannte und allgemeine beliebte Kabarettistin Kläre Waldorf als Anfängerin erlebten. Sie war damals schon in jeder Beziehung hinreißend; hinreißend in punkto Garstigkeit im Aussehen – rothaarig mit Sommersprossen – und hinreißend im Vortrag ihrer zynischen Chansons im berliner Jargon.

An Nachmittagen trafen wir uns manchmal bei Arnoldi zum Tee, wobei er ab und an Partien aus den kommenden Opern vorsang, wozu ihn unser Schiffsmakler Max Bechler begleitete. Aber auch im Hause Borg trafen wir zusammen. Borg hatte zwei sehr nette Schwestern, Lene in meinem Alter und Rosel drei Jahre jünger. Im Borgschen Hause wurden wir sehr verwöhnt. Mit Lene habe ich viel problematisiert. Sie war ein kluges, kameradschaftliches Mädel.

Als ich von Danzig scheiden musste, widmete ich ihr ein kleines Gedicht.

„ Denke, mein Kind, auch an uns

Die für des Vaterlands Ehr

Und für der Väter Besitz

*Greifen zur Wehr,
 Die für die Habe des Bürgers
 Und für der Kaufleute Gut
 Ohne Bedenken zu tragen
 Opfern ihr Blut.
 Denke der traulichen Stunden,
 Die wir zusammen verbracht,
 Wenn einst der Frühling des Lebens
 Dir nicht mehr lacht. “*

Nach unseren abendlichen, besser gesagt nächtlichen, Zusammenkünften musste jeweils beim Nachhausekommen eine schwere Hürde genommen werden.

Unsere Pensionszimmer befanden sich im Dachgeschoss, so dass wir am Wohngeschoss der Pensionseltern vorüber schleichen mussten. Wohl hatte „Onkel Paul“ (Professor Giese) und seine Eehälfte „Tante Laura“ einen festen Schlaf; aber die unverheiratete Schwägerin „Tante Cläre“ hörte selbst im Schlaf wie ein Luchs. So hiess es Schuhe ausziehen und unter Vermeidung der ermittelten Knarrstufen die beiden Treppen hinaufzuschleichen. Dies war leichter gesagt als getan. Wenn z.B. zwei oder drei meiner Mitpensionäre mit mir vom „Thing“ heimkehrten und voll des herrlichen Danziger Jopenbieres waren, stand es schlimm, denn manches Mal fiel beim Hochziehen am Treppengeländer einer der ausgezogenen Schuhe die Treppe mit Gepolter wieder hinunter.

Mein Gymnasium befand sich in dem ehemaligen Johanniterkloster zu St. Johann. So hiessen die Schüler „Johanniter“. Wir waren stolz auf diesen Namen. Die Schüler der anderen Gymnasien hiessen „Die Königlichen“ oder „die Städtischen“.

Das Lehrerkollegium bestand überwiegend aus würdigen, grau und weishaarigen Professoren. Es waren durchweg prachtvolle Menschen mit viel Herz, doch unbeugsam bei Verstössen gegen die strengen Schulregeln. Wer sich nicht fügte, oder wer sich bei einem Verstoss „klappen“ liess, wurde geschasst und fand kaum ein anderes Gymnasium, das ihn aufnahm.

Das letzte Halbjahr vor dem Abiturium war für die meisten Abiturienten eine Zeit schwerster Belastung und beängstigender Träume. An irgend eine Ablenkung war nicht zu denken. Es wurde bis spät in die Nacht gebüffelt. Um für eine schwache Note in irgend einem Fach einen Ausgleich zu haben, wollte ich mir in Geschichte, ein Wissensgebiet, das mich sehr interessierte, als alles andere, eine gute Note sichern.

So wagte ich acht Tage vor der Prüfung einen Vorstoss bei dem Geschichtsprofessor. Ich hielt ihn auf dem Gang vor dem Klassenzimmer an und legte ihm nahe, mich in neuerer Geschichte zu prüfen, so z.B. über die Kriege von 1866 und 1870/71 und hier im besonderen über die Schlacht bei Königgrätz und die Schlachten um Metz. Voller Entrüstung fuhr er mich empört an; solche Frechheit, ihn beeinflussen zu wollen, sei unerhört; im übrigen hätten wir diesen Zeitabschnitt nie durchgenommen. – Bestürzt zog ich mich böser Ahnungen voll ins Klassenzimmer zurück. Die schriftliche Prüfung glaubte ich bis auf Mathematik geschafft zu haben. Am Tage der mündlichen Prüfung sah ich für Geschichte schwarz. Schon fiel mein Name: „Sie wollen Offizier werden“, begann der Professor, „schildern Sie die Schlacht bei Königgrätz im Jahre 1866!“ Ich traute meinen Ohren nicht! Dann stürzte ich an die Tafel. Mit einigen Strichen war die Lage skizziert. Hier stand die Armee des Königs in schweren Ringen. Südlich von Neisse her rückte Kronprinz Wilhelm unterstützt durch seinen Generalstabchef Graf von Blumenthal, durch die Sudeten vor. Der Vormarsch verzögerte sich durch witterungsunbilden. Die Österreicher waren in der Übermacht. Sie bedrängten die Armee des Königs. Der König setzte seine letzte Reserve ein, die Kavallerie. Reiterwelle auf Reiterwelle stürzte sich in die Schlacht. Die österreichische Kavallerie warf sich entgegen. Es kam zur grössten Kavallerieschlacht aller Zeiten, der Schlacht bei Stresetitz. Wohl an 30 Kavallerie-Regimenter rangen verzweifelt um die Entscheidung.

In dieser kritischen Lage traf die Spitze der Kronprinzenarmee auf dem Schlachtfelde ein. Mit klingendem Spiel griffen die ersten Regimenter des Kronprinzen von der Flanke her an. Das Gros folgte, den Gegner überflügelnd. Die Schlacht war entschieden. – Auch für mich! „Was wissen Sie über die Schlachten um Metz 1870?“ – Der Schwamm löschte die Schlacht bei Königgrätz von der Tafel. Mit klaren, einfachen Strichen entwickelten sich auf dieser die Kämpfe des 16. und 18. August des Jahres 1870 um die grösste und stärkste Festung Frankreichs. Die Namen

„Vionville“, „Mars la Tour“, „Gravelotte“ und „St. Privat“ schrieb ich an die Tafel. Mein Vortrag wurde unterbrochen. Die Kommission verzichtete auf weitere Ausführungen.

Ich begab mich auf meinen Platz. Die Herren der Prüfungskommission sahen sich über ihre Brillen an, der Direktor zeigte mir ein kurzes Lächeln und „Onkel Paul“, der im Lehrerkollegium sass, nickte mir freundlich zu. Nur mein Geschichtsprofessor machte ein undurchdringliches Gesicht.

In der mündlichen Prüfung konnte ich in Mathematik die schriftliche Schlappe wettmachen. Auch in den anderen Fächern hatte ich mehr oder weniger Glück. In den neuen Sprachen klappte es bestens, in Latein bekam ich eine schwere Stelle im Livius zu übersetzen. Es reichte gerade noch zu einer „Drei“.

Nachdem der letzte Abiturient, wir waren 22, geprüft worden war, kamen zwei spannungsvolle Stunden des Wartens. Dann wurden wir in das Prüfungszimmer gerufen. Erwartungsvoll standen wir in unseren schwarzen Gehröcken, um das Urteil in Empfang zu nehmen. Alle hatten wir bestanden. Mit fliegenden Rockschössen stürzten wir hinaus. Auf dem Absatz der breiten Hallentreppe schloss mich „Tante Paula“ meine Pensionsmutter, in ihre weichen Arme und drückte mich mit Tränen in den Augen an ihren wogenden Busen. Dann übergab sie mir den roten Stürmer mit der grünweissen Kordel, die Kopfbedeckung der Johanniter-Abiturienten, mit dem russischen Kreuz in Goldstickerei auf dem steifen, runden Deckel, gestickt von meiner ersten und einzigen Schülerliebe. Es war, wie es die Zeit bewies, ihr Abschiedsgeschenk.

28.3. Danzig, die Perle des Preussenlandes

Indessen kann ich Danzig noch nicht verlassen, ohne der Schönheiten der alten Hansastadt und der herrlichen Umgebung zu gedenken. Des öfteren wurden wir Primaner herangezogen, um prominente Besucher durch die Stadt zu führen und ihnen die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, als da u.a. waren: Das Rathaus, der Artushof, das grüne Tor, das Krantor, die Marienkirche mit ihrem trutzigen Turm, der weit ins Land und über das nahe Meer schaute, die Frauengasse, die Jopengasse, der Stockturm, der Hafen, die Westerplatte und das Kloster Oliva.

Als Ruderer – ich gehörte zum Schülerruderclub „Viktoria“ – lernte ich auch das Danziger Werder mit seinen fruchtbaren Boden kennen. Diese Niederung wurden von der Mottlau durchflossen, an der auch Danzig lag. Die Höfe im Werder strotzen vor Gesundheit. – Was für ein Prachtvieh! – Was für fette Weiden! – Was für goldene Ernten! – Und was für ein stolzes, starkes, deutsches Bauerngeschlecht! – Männer wie Eichen, Frauen wie Ute und Krimhilde! – Gastfrei aber karg im Wort!

Unvergesslich sind mir die Ruderfahrten im Tourenvierer auf der Weichsel und durch den Oberlandkanal. Auch die Segelfahrten mit den Yachten des Segelklubs „Golewind“ in der Danziger Bucht, sowie die Dampferfahren nach Hela, dem Fischerdorf auf der Spitze der gleichnamigen, schmalen Halbinsel, welche die eigentliche Bucht bildet, sind mir in guter Erinnerung geblieben. Die Niederung wurde im Westen begrenzt durch bewaldete Hänge, die zu der „Danziger Höhe“ mit ihren zahlreichen, grossen Rittergütern hinaufführten.

An den Sonntagen im Sommer fuhr ich mit der Vorortbahn mit Freunden nach Zoppot, dem weltbekannten Seebade an der Danziger Bucht. Es wimmelte dort von Ausländern aus Skandinavien und aus Russland. Schwedische Schüler und Studenten mit ihren typisch weissen Mützen und russische Schüler und Studenten mit ihren weissen Tellermützen und ihren hoch-geschlossenen, schwarzen Uniformen gaben zusammen mit der sommerlichen Eleganz der sonstigen Badegäste dem Leben im Kurgarten, auf den Strandpromenaden und auf dem weit in das Meer hinausgebauten Steg das Gepräge. Auf dem Seesteg vollzog sich der nachmittägliche und abendliche „Bummel“. „Man“ zeigte sich hier, „man“ lästerte hier und „man“ flirtete hier.

Es gab ein Nordbad und ein Südbad. Hier gab es als Einteilung je ein Damenbad, ein Herrenbad und als Trennung von beiden ein Familienbad. Das Südbad galt als sehr solide. Im Nordbad tummelten sich im mittleren Teil fast durchweg unverheiratete Familienmitglieder. Hier war das Baderestaurant, das an der Front des „Familienbades“ lag, verständlicherweise stets voll besetzt. – Die Hotels und Restaurants von Zoppot, sowie das Kurhaus wurden den verwöhntesten Ansprüchen gerecht.

Meine Eltern und Schwestern kamen jedes Jahr nach Zopott. Vor meiner Danziger Schulzeit habe auch ich zweimal den Viererzug von Eibenfelde nach Zoppot – rund 90 km – gefahren. Nur ein einziges Mal fuhren wir die ganze Strecke an einem Tag. Ansonsten machten wir auf halbem

Wege in Berent über Nacht Station. Von Zoppot aus machten wir lange Strandfahrten oder Ausflüge in die bewaldeten Höhen des Hinterlandes.

Hauptanziehungspunkt für den ganzen preussischen Osten war die Zoppoter Sportwoche mit Pferderennen, Reitturnieren, Tennisturnieren, Blumenkorso, Reunions u.s.w. Hier trafen sich der ländliche Grossgrundbesitz aus Westpreussen, Ostpreußen, Hinterpommern und Posen mit den Offizieren der Regimenter dieser Provinzen, in der Hauptsache der berittenen Truppenteile. Das Treiben auf den Turfplätzen, in den Hotels und Restaurants, im Kurgarten oder auf den Promenaden war dann in seiner Eleganz und Buntheit nicht zu übertreffen.

Das Schwarz und Silber der beiden Danziger Leibhusaren Regimenter war dominierend. Zwischen dem hellen Blau der Dragoner mit weissem, rotem, rosa oder karminrote Kragen und Mützenband, dem Preussisch-blau der Ulanen, der Artillerie und der Grenadiere, sowie der Kürassiere mit hellblauem oder rosa Kragen und in den gleichen Farben umränderten weissen Mützen leuchtete das Krapprot und Silber der Blücherhusaren. Die Rennen, welche ausschließlich Herrenreiten waren - also niemals von Jockeis bestritten wurden - zeigten manch-mal nur die Farben der Leibhusaren und der Blücherhusaren. Ein solches Rennen bezeichnete man dann scherzweise mit "Rouge et Noir", den Farben des Roulettes. Entsprechend bunt war das Bild auf den Bällen im Kursaal.

Man kann nur immer wieder sagen: Die stolze, alte Hansastadt Danzig mit ihrer einmaligen Umgebung war die Perle des Preussenlandes und seit ihrem Bestehen urdeutsch. Sie war während der Blüte des Deutschen Ritterordens mit diesem eng verbunden. Nach dem Niedergang des Ordens trat Danzig 1454 in ein Schutzverhältnis zum polnischen König, widersetzte sich aber - verschiedentlich in heftiger Fehde - der Polonisierung. In seinem Kampf um die Erhaltung seines Deutschtums stützte sich Danzig erfolgreich auf die mit ihm in der Hanse verbündeten deutschen Städte.

Ursprünglich altgermanisches Fischerdorf und Handelsort, erhielt Danzig 1224 deutsches Stadtrecht. Erstmals findet Danzig Erwähnung im Jahre 997. Zur Hanse ist noch zu sagen, dass sie erst eine Kaufmannsgenossenschaft war, dann im 15-17- Jahrhundert ein Bund deutscher Küsten- und Binnenstädte. Die berühmteste Gruppe bildeten die sogenannten "wandschen Städte" Lübeck (mächtigste Stadt), Wismar, Rostock, Stralsund, Hamburg, Lüneburg, Bremen, -

ferner im östlichen Raum der Ostsee Danzig, Riga, Reval. Dazu kamen noch zahl-reiche Binnenstädte, u.a. Frankfurt am Main und Augsburg. Die deutsche Hanse beherrschte zeitweise die ganze nordische Welt. Niederlassungen, sogenannte "Hansekontore", befanden sich in London (der „Stahlhof“ bis 1853!), in Bergen ("Die Brücke"), ferner in Brügge und in Nischnij-Nowgorod in Russland, dem heutigen Gorki. All dieses muss sich an dieser Stelle nochmals herausstellen, da der deutsche Osten heute unter polnischer und sowjetischer Verwaltung steht und beide kommunistische Staaten daran sind, diesen Zustand zu verewigen.

Ihr, die ihr diese Zeilen zu Gesicht bekommt, denkt immer daran und lehrt es euren Kindern: Ostpreussen, Westpreussen, Pommern, Schlesien und der von Polen besetzte Teil der Mark Brandenburg sind immer deutsches Land gewesen und müssen deutsches Land bleiben. Alles, was über die angeblich von den Deutschen okkupierten „polnischen Gebiete“ in der Welt erzählt wird, ist sowjetische, polnische und tschechische Propaganda.

Von der heutigen niedersächsischen Ostgrenze bis an die Memel war die Bevölkerung nach dem Ende der grossen Völkerwanderung im 7. Jahrhundert nach Christus slavisch. Da waren im mecklenburgischen Raum die Obotriten, südlich hiervon, die Wenden zwischen Elbe und Oder, sowie im Gebiet der mittleren und oberen Spree, weiter nach Osten die Pomorzen, die Kassuren, die Pruzzen, die Masuren, die Litauer. All diese waren wohl Slaven, aber keine Polen. Sie alle hatten ihre eigene Sprache und gingen unter Beibehaltung mancher alten Volkssitte im Deutschtum auf.

Der Deutsche der letzten Jahrhunderte ist in seiner Gesamtheit kein reiner Germane, sondern es fließt in seinen Adern das Blut fast ganz Europas und - wie oben gesagt - auch slavisches. Daher ist es absurd, wenn die Sowjets, die Polen und die Tschechen ein, wie sie sagen, ange-stammtes Recht auf den deutschen Osten geltend machen.

Ich komme zum Schluss.

Am 28. Februar 1909 stand ich inmitten der würdigen Professoren des Gymnasiums zu St. Johann und der studentischen Abordnungen der Korporationen der Danziger Hochschule beim feierlichen Salamander auf dem Abschiedskommers der Abiturienten.

Zum letzten Male sang ich zusammen mit meinen Konabiturienten das herrliche, alte und immer wieder neue Lied "Gaudeamus igitur". Drei Jahre hindurch hatten wir es auf unserem "Thing" zusammen gesungen.

"Tempora mutantur et nos mutamus in illis".

D. Abschluß

Am 2. März 1909 meldete ich mich beim Kommandeur des Husarenregimentes Fürst Blücher von Wahlstatt, Oberst von Bitter, in Stolp in Pommern als Fahnenjunker. Der erste Abschnitt eines Lebens hatte seinen Abschluss gefunden. Oft habe ich mich in späteren Jahren gefragt, aus welchem Grunde mein Vater meinen Wunsch, Soldat zu werden, der mich von klein auf erfüllte, nicht gedämpft hat. Es lag doch nahe, in seinem einzigen Sohn den Nachfolger zu sehen, der sein Lebenswerk fortsetzen sollte. Doch prägte mein Vater schon frühzeitig seinen Kindern in eindrucksvoller Weise ein, dass Religion und Vaterland teuerste und verpflichtende Güter seien. Mit dem Begriff Vaterland verband er die Liebe und Verehrung zum angestammten Königshaus. Mein Vater vertrat von diesen beiden Gütern für mich das Vaterland, ja er stellte es in meinen Knabenaugen sozusagen selbst dar. Wenn er in seiner Uniform an Kaisers Geburtstag zur Parade ging, so erschien er mir immer wie eingekleidet in die Macht unseres Vaterlandes und in den Glanz seiner Geschichte, die seine Väter dienend mitgestaltet hatten. Meine Kindheit und Jugend ist erfüllt von den militärischen Eindrücken meiner Umgebung. Ich höre, wenn ich an sie zurückdenke, den Klang der prächtigen, alten Militärmärsche; ich vernehme das Klirren der Kavallerieattacken über weitem Manövergelände; ich höre wie aus fernen, dunklen Sommernächten den Choral des Zapfenstreichs. Aber alle diese eindrucksvollen Erinnerungen bilden nur den äusseren Kranz um eine tiefere Prägung. Mein Vater gehörte zu jenen geistvollen, preussischen Patrioten, die vom Studium der vaterländischen Geschichte zum Studium der Geschichte überhaupt gelangt waren. In seinen Erzählungen bekamen alle diese stolzen Märsche und Paraden erst Hintergrund und Sinn.

Bürden und Pflichten, die ihm, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, auferlegt wurden, verwehrten ihm die Verwirklichung seines Herzenswunsches, selbst als Soldat und aktiver

Offizier seinem Preussen-Deutschland zu dienen; so sah er in seinem Sohn als Soldat eine späte Erfüllung seines Jugendideals.

